

**Deutscher
Reporterpreis
2014**

**Die 8 nominierten Texte in
der Kategorie
„Bester Essay“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Prizkau, Anna, Ein deutscher Roman (0210)	03
2) Brost, Marc; Wefing, Heinrich, Geht alles gar nicht (0290)	09
3) Spiwak, Martin, Wir sind keine Sorgenkinder (0549)	16
4) Scharnigg, Max, Große Ferien! (0718)	31
5) Gernert, Johannes, Mark und Ed verändern die Welt (0744)	37
6) Albrecht, Jörg, Schreien Fische stumm? (0861)	49
7) Richter, Peter, Krieg um die Hauptstadt des Internets (1040)	60
8) Gezer, Özlem, Türkisiert (1058)	69

Ein deutscher Roman

Der Thüringer Untersuchungsausschussbericht zum NSU ist ein großes literarisches Werk voller Widersprüche und Lügen.

Von Anna Prizkau, FAS, 07.09.2014

„Gehe zum nächsten KZ“, das steht auf einer Karte des Neonazi-Spiels „Pogromly“, einer Karte, die einige Thüringer Verfassungsschützer vielleicht schon mehrmals gezogen haben. „Pogromly“ ist eine Art Monopoly für Rechtsextremisten, verkauft von Rechtsextremisten, um Zschäpe, Böhnhardt und Mundlos im Untergrund zu finanzieren. Sieben Spiele wurden 2011 im Thüringer Landesamt für Verfassungsschutz gefunden. Sieben Spiele für siebenhundert Mark, mit denen die Behörde Ende der neunziger Jahre die Untergetauchten mitfinanzierte. Warum sieben Exemplare? Vielleicht weil die Beamten ab und an selbst mal „Pogromly“ gespielt haben. Doch das ist nur eine persönliche, böse Mutmaßung ohne Beweis, die sich in den Kopf schleicht, wenn man den neuesten deutschen Roman liest, der eigentlich kein Roman ist – vielleicht aber doch.

Es ist der Untersuchungsausschussbericht zum NSU aus Thüringen. Drei Bände, fast zweitausend Seiten, die sich mit all ihren Figuren, Wendungen und Widersprüchen lesen wie ein großes literarisches Werk. Die Morde des NSU spielen darin aber kaum eine Rolle. Es geht um den Anfang, darum, wie drei junge Menschen sich anfreunden, Verbrechen verüben, untertauchen und nie gefunden werden. Besonders geht es aber auch um all diejenigen, die ihnen dabei zugesehen haben, um Menschen wie Helmut Roewer.

Roewer ist einer der vielen durchtriebenen, widersprüchlichen und gefährlichen Helden dieser zweitausend Seiten. Das Kapitel Roewer beginnt damit, dass sich niemand daran erinnert, wie er Leiter des Thüringer Landesamtes für Verfassungsschutz wurde. Er selbst kann es auch nicht, weil er betrunken war und eines Morgens wie eine Art glücklicher Gregor Samsa mit seiner Ernennungsurkunde

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aufwachte. Die anderen erinnern sich nicht mehr, weil sie keine Verantwortung für seine Fehler übernehmen wollen. Das Roewer-Kapitel liest sich zuerst wie eine bizarre Behördenkomödie. Auf einmal ist da dieser Leiter, der vielleicht mit sechs oder sieben Frauen bei Kerzenschein im Verfassungsschutzamt die Nächte durchfeiert, der seine Kollegen schikaniert, der abends Rotwein aus seinem Büro-Rotweinfässchen trinkt. Roewer leugnet das alles, hat gegen zwei geschwätzig Ex-Kollegen sogar Strafanzeige gestellt. Doch auch wenn die Geschichten nicht stimmen, sind sie doch mitreißend genug, um weiterzulesen. Und dabei muss man immer wieder kurz lachen: über die Intrigen in dieser deutschen Behörde, über die Kleinbürgerlichkeit, über das alberne Büro-Rotweinfässchen.

Doch dann kommt wieder, worum es eigentlich geht: der Rechtsextremismus. Eine Zeugin berichtet, wie Roewer einmal erklärte, dass „das ‚Dritte Reich‘ nicht nur schlechte Seiten gehabt habe“. Und sofort fragt man sich, warum so ein Mensch ein so wichtiges Amt leiten darf? Das erklärt sich damit, dass diese Behörde schon von Anfang an so obskur funktionierte wie das Steueramt in David Foster Wallace' Roman „The Pale King“.

Wer die Mitarbeiter ausgesucht hat, weiß man nicht, allerdings erinnert sich Harm Winkler, der den Verfassungsschutz nach der Wende die ersten drei Jahre leitete, dass man damals „wahrscheinlich“ keine Rechtsextremisten angestellt habe. Ein paar Seiten weiter erfährt man, dass dieses „wahrscheinlich“ wahrscheinlich nicht stimmt, denn da wird erklärt, dass mehrere Verfassungsschützer Aufsätze in Rechtsaußen-Verlagen veröffentlicht haben.

Und während solche „wahrscheinlich“ nicht rechtsextremistischen Figuren in einem Amt sitzen, das rechtsextremistische Figuren beobachten soll, wächst in den neunziger Jahren die radikale rechte Szene in Thüringen heran. Das wissen auch die Verfassungsschützer, das schreiben sie in ihre Berichte. Jahr für Jahr werden immer mehr rechte Verbrechen verübt. So erschreckend hoch die Zahl dieser Verbrechen, so erschreckend seltsam die Sprache der Berichte.

So wird 1995 erklärt, dass es „vage Ansätze für die Bildung rechtsextremistischer Terrorgruppen“ gebe. Diese Ansätze werden dann aber in einer Sprache beschrieben, die beinahe positiv klingt. Neonazis heißen da „Aktivisten der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

rechtsextremen Szene“, ihre „gute Ausstattung“ wird ausführlich beschrieben, auch der „Vorzug“, den sie damit haben, der besonders „bei der Koordinierung von Aufmärschen und laufenden Aktionen zum Tragen kommt“. Liest man das, muss man fast damit rechnen, dass am Ende die Rechtsextremisten noch eine Eins plus für ihre interne Organisation bekommen.

Die sympathisierende Sprache durchzieht auch das Kapitel, das den V-Mann „Otto“ in die Handlung einführt. Euphorisch beschreibt ein Verfassungsschützer „Otto“ als „schillernde Persönlichkeit“, ein anderer nennt ihn eine „Top-Quelle“. Literarisch ist das alles höchstens auf unterem Bachmannpreisträger-Niveau, die Story bleibt aber spannend. Denn man erfährt, dass „Otto“ eigentlich Tino Brandt heißt, seit 1994 für den Verfassungsschutz arbeitet und parallel dazu den „Thüringer Heimatschutz“ (THS) aufbaut, eine rechtsextremistische Organisation, mit der Böhnhardt, Zschäpe und Mundlos groß geworden sind. Die Ideologie des THS ist menschenverachtend, die Strafregister der Mitglieder sind so endlos wie die Liste ihrer 1997 beschlagnahmten Waffen – und geht man die vielen Schreckschusspistolen, Baseballschläger und Messer durch, entsteht das Bild einer gefährlichen rechten Armee im Kopf des Lesers.

Aber nicht in den Köpfen der damaligen Verfassungsschützer, die den THS immer wieder als einen „unstrukturierten Personenzusammenschluss“ bezeichnen. Und das ist auch einer der vielen seltsamen Gründe, warum das Ermittlungsverfahren gegen den THS wegen Bildung einer kriminellen Vereinigung am Ende eingestellt wird. Während man dieses fast dadaistische Brandt-Kapitel weiterliest, fragt man sich ständig, warum der Verfassungsschutz diese terroristische Organisation unbedingt als nicht terroristische Organisation bezeichnen muss. Und bald hat man auch schon zwei Antworten darauf.

Vielleicht ist es einerseits die klammheimliche Freude über die Glatzenkinder, die das sagen, was die Beamten eigentlich denken. Vielleicht geht es andererseits doch nur um Brandt, wenn es um den THS geht. Denn der Verfassungsschutz will auf keinen Fall seine wichtigste Quelle verlieren. Und mit einer Verurteilung Brandts als Anführer einer terroristischen Organisation hätte man ihn nicht mehr als V-Mann halten dürfen. Dafür sprechen die 35 Ermittlungsverfahren gegen Brandt, die zu keiner

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

einzigsten Verurteilung führten. So entwickelt sich das Thüringer Landesamt für Verfassungsschutz zu einem der bösesten Helden dieses Monumentalwerks. Und weil man so einem Verfassungsschutz mittlerweile alles zutraut, überrascht es nicht, dass Brandt für seine Arbeit insgesamt 200000 Mark bekam. Geld, mit dem er seine rechtsterroristische Gruppe finanzierte, sagen die Sachverständigen. Geld, das er sich verdient hat, sagen die Verfassungsschützer.

Ja, dieser Bericht ist ein großer Roman, weil man hier viel mehr über die deutschen Lügen und Leidenschaften erfährt als in den Büchern von Martin Walser oder Uwe Tellkamp; weil sich die menschliche Natur durch diese vielen Widersprüche und Lügen so schonungslos und unmittelbar offenbart wie in den Werken von Tolstoi. Und diejenigen, die sich hier immer wieder so erhellend widersprechen und lügen, unterscheiden sich nur in einem von den Helden der echten Romane: Sie können sich selten erinnern.

Besonders eindrucksvoll verlieren sich die Erinnerungen bei den Berichten zur Durchsuchung von Böhnhardts und Zschäpes Garagen. Nach einer Observation sind sich die Beamten sicher: Böhnhardt ist ein Bombenbauer, Zschäpe und Mundlos sind seine Komplizen. Deshalb wird eine Durchsuchung ihrer Garagen beschlossen. Doch es kommt zu einem Chaos, das ein sehr deutsches Chaos ist, da es zumindest oberflächlich Gesetzen und Vorschriften folgt.

Was genau an diesem Tag passiert ist, daran erinnert sich jeder ganz anders, und so entstehen insgesamt drei verschiedene Darstellungen jenes Januarmorgens. Die offizielle Version geht so: Ein Team soll die Garage von Böhnhardts Eltern durchsuchen, ein anderes die Garage, die Zschäpe gemietet hat. Während die einen Polizisten sich langsam auf den Weg machen, öffnen die anderen schon die Garage von Böhnhardt, er selbst begleitet die Beamten und will nach der Durchsuchung wegfahren. Da man bei ihm nichts gefunden und sowieso keinen Haftbefehl hat, lässt man ihn fahren. Dann kommt der Anruf vom zweiten Team, das bei Zschäpe Sprengstoff entdeckt hat. Doch Böhnhardt ist da schon weg.

In der zweiten Version – der literarisch anspruchsvolleren – erklärt ein Polizist, dass die Nachricht vom Bombenfund das erste Team viel früher erreicht habe, zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

einem Zeitpunkt, als Böhnhardt noch da war. So hatte man zwar die Chance, ihn festzunehmen, tat es aber nicht, da es keinen Befehl von oben gab – sagt der Polizist.

Die dritte Version ist fast schon Surrealismus. Böhnhardts Mutter glaubt nicht einmal daran, dass sich in Zschäpes Garage Sprengstoff befunden hat. Doch wie immer diese Durchsuchung auch verlief, das Ergebnis bleibt gleich: Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe gehen am 26. Januar 1998 in den Untergrund.

Und so begreift man nach siebenhundert Seiten die zwei großen Motive, die sich durch dieses deutsche Werk ziehen. Es sind Verantwortung und Erinnerung – oder vielmehr das Nicht-Verantworten- und das Nicht-Erinnern-Wollen. Doch diese Motive werden so sehr überspannt, dass die Handlung sehr bald sehr absehbar wird.

Auch auf den nächsten sechshundert Seiten will sich niemand an irgendetwas erinnern, will niemand für irgendetwas Verantwortung übernehmen. Wie im Fall „Piatto“ zum Beispiel. „Piatto“, eigentlich Carsten Szczepanski, ist ein Fastmörder und bis 2000 Quelle des Landesamtes für Verfassungsschutz Brandenburg. 1992 schlägt er mit anderen Neonazis einen Flüchtling bewusstlos und wirft ihn in einen See. Er wird dafür verurteilt und sitzt im Knast. Irgendwann kommt ein Verfassungsschützer, und Carsten Szczepanski wird zu einer sehr gesprächigen Quelle. 1998 gibt er seinem V-Mann-Führer den Hinweis, dass die Untergetauchten auf eine Waffenlieferung warten und einen „weiteren Überfall planen“.

Diese Information soll angeblich auch an das Thüringer LKA weitergegeben worden sein, wegen des Quellenschutzes jedoch nur mündlich. Beim LKA will aber keiner etwas davon erfahren haben. Wo diese wichtige Information stecken geblieben ist, weiß bis heute niemand.

Die vorletzte Wendung dieser fast zweitausend Seiten ist die Beurteilung des Untersuchungsausschusses. Sie ist ein großer Verriss. Das ist so überraschend wie die Vorstellung, dass am Ende eines Romans noch eine Kritik beigefügt ist, die erklärt, wie widerwärtig das gesamte Werk eigentlich ist. So stellt der Ausschuss zum Beispiel fest, dass der „Verdacht gezielter Sabotage“ bestehe, dass der Thüringer Verfassungsschutz den Aufbau rechter Strukturen „mittelbar“ unterstützt und dass die damalige Stimmung in Thüringen die Radikalisierung des Trios gefördert habe. Die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

vernichtende, harte Kritik ist vielleicht das einzig Nicht-Deutsche an diesem Bericht, weil dort auf einmal nichts mehr verklärt wird.

Mit dem Verriss endet Band zwei. Es folgen noch fünf Monologe der einzelnen Ausschussmitglieder, nach Parteien geordnet, da jeder abschließend den Bericht noch einmal wertet. Als Erstes kommen die drei CDU-Abgeordneten. Sie sagen, man dürfe die besondere Situation in Thüringen nach der Wende nicht verkennen, da sich alles im Aufbau befunden habe. Okay, denkt man und liest entspannt weiter. Bis dann eine sehr bizarre Bemerkung kommt: Die unangemessen milde Reaktion der Justiz sei zwar mitverantwortlich für die Entstehung von Rechtsextremismus, dies sei aber „ein strukturelles Problem“ und liege „nicht in der Verantwortung der in Thüringen agierenden Beamten“. Und auf einmal will man nur schreien. Nach achtzehnhundert Seiten kommen da drei Menschen und relativieren, relativieren in typisch deutscher Manier: Nicht Menschen sind schuld, sondern Strukturen.

So einen Bogen zu ziehen, so eine Wendung zu schaffen, das kann nur große Literatur, denkt man – und liest weiter. Zum Glück wollen wenigstens die anderen Parteien nichts relativieren, und deshalb hat man sich am Ende doch noch vom CDU-Schock erholt, sitzt dann vor diesen vielen gelesenen Seiten, und wie nach jeder guten, nervenaufreibenden Lektüre sieht man die Welt, zumindest Deutschland, auf einmal ganz anders.

Man sieht ein Land, das man eigentlich nicht kennt, weil man ja nur in seinem eigenen kleinen, gemütlichen Deutschland herumgesessen hat, in kleinen, gemütlichen Restaurants seine Freunde aus aller Welt getroffen hat, mit denen man sich lächelnd über dieses und jenes unterhalten hat, aber nie über Deutschland.

Wie kaputt ein Teil des Landes sein muss, das zeigen diese zweitausend Seiten, das zeigen ihre Helden, die in Wirklichkeit lebende Menschen sind. Will man in so einem Land eigentlich noch leben? Das ist die Frage, mit der dieses große Buch einen zuerst ratlos zurückschlägt. Doch dann erinnert man sich an die ergreifende, fast apokalyptische Einsicht in die Schuld, an die scharfen Sätze des Ausschusses, die keine Silbe Verständnis für das kaputte Land dulden, die ein besseres Deutschland einfordern, und man denkt, dass alles so schlecht doch nicht sein kann. Und dieses große Werk über Deutschland ist der Beweis.

Geht alles gar nicht

Dass sich Kinder und Karriere vereinbaren lassen, ist eine Lüge. Zeit für mehr Ehrlichkeit

Von Marc Brost und Heinrich Wefing, DIE ZEIT, 30.01.2014

Sind wir gerne Väter? Ja, absolut, von ganzem Herzen.

Sind wir gerne Journalisten? Ja, leidenschaftlich gerne.

Und, geht beides zusammen?

Die übliche Antwort lautet: Ja, klar. Manchmal hakt es ein bisschen, manchmal sind alle ein bisschen erschöpft – Vater, Mutter, Kinder. »Urlaubsreif« nennen wir das. Aber im Großen und Ganzen? Gibt es kein Problem. Wir sind ja prima organisiert, im Job und zu Hause, wir sind diszipliniert, wir wollen, dass alles klappt. Also klappt es auch, irgendwie.

Die Wahrheit ist: Es ist die Hölle.

Sonntagmorgen, irgendein Bolzplatz in Deutschland. Fußball mit anderen Vätern und deren Kindern. Der eigene Sohn hat sich die ganze Woche darauf gefreut. Man selbst auch. Und dann steht man auf dem Platz und spielt irgendwie mit, aber eigentlich ist es nur eine Hülle, die da spielt, denn die Gedanken sind ganz woanders. Bei der Mail des Vorgesetzten, die kurz vor Spielbeginn angekommen ist. Beim nächsten Interview, am Montagmorgen. Und dann kommt man nach Hause und fragt sich, warum es schon wieder nicht möglich war, sich wenigstens diesmal vollständig einzulassen auf das Spiel; warum man nicht abschalten konnte.

Aber dann liegt da das Smartphone, und sein rotes Lämpchen blinkt unaufhörlich, also greift man danach und liest und fängt an zu tippen. Und hört gar nicht mehr, wie der Sohn fragt, ob man das Tor gesehen habe, das er vorhin geschossen habe. Jede Mail, jede schnell geschriebene SMS ist ein kleiner Verrat:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wieder eine Minute, die man für die Arbeit geopfert hat, obwohl man an diesem Wochenende versprochen hatte, wirklich nur für die Familie da zu sein.

Sogar Sigmar Gabriel nimmt sich doch jetzt Zeit für seine Tochter, holt sie mittwochnachmittags aus der Kita ab und braust dafür mit Chauffeur und Personenschützern nach Goslar. Wenn der das schafft, warum dann nicht wir?

Also tüfteln wir mit unseren Partnerinnen einen Plan aus, gleichen die Terminkalender ab, die Woche im Halbstundentakt. Wer kümmert sich wann um die Kinder? Wer bringt sie zum Geburtstagsfest des Freundes? Wer fährt sie am Wochenende zum Turnier? Hier quetschen wir noch eine Stunde Sport rein, donnerstags geht sie zum Chor, da musst du um sieben da sein! Die Familie wird zur Fahrgemeinschaft, aus Paaren werden Partner in der Logistikbranche.

Und wenn wir übermenschlich diszipliniert wären, keine einzige Besprechung mehr überziehen würden, nie länger am Telefon hängen als unbedingt nötig, nur noch die superwichtigen Abendtermine wahrnehmen würden, dann, ja dann könnte das auch wunderbar klappen. Nicht vorgesehen im Wochenplan ist allerdings: dass ein Kind Grippe hat. Dass der Wagen nicht anspringt. Dass ein Zug sich verspätet. Dass auch die supereffizienten Eltern mal verschlafen oder krank werden. Auch nicht vorgesehen ist: Zeit für sich. Zeit zu zweit. Aber das ist ja nicht so schlimm. Wir wissen ja, es kommt nicht auf die Quantität der gemeinsamen Zeit an, sondern auf die Qualität.

Leider wissen wir auch: Das ist ein Selbstbetrug. Eine Lüge. Denn unsere Kinder kennen keine quality time . Das Gerede von der quality time verschleiernur, dass das Zeitproblem einfach ungelöst ist.

Sigmar Gabriel übrigens hatte, bevor er sich entschloss, seine Tochter immer mittwochs aus der Kita abzuholen, auch schon mal eine Auszeit für die Familie genommen. Drei Monate Väterzeit. Gleich in den ersten Tagen twitterte er ein Bild von sich, vor dem Laptop sitzend, die Kaffeetasche in der Hand: »Mariechen ist abgefüttert, der Kaffee ist da, also kann's losgehen :-))«. Und dann diskutierte er online eine Stunde lang über die Rente, den Euro, die SPD. Genau das ist er doch, der tägliche Selbstbetrug: Man glaubt, Zeit für die Kinder zu haben – und hängt dann am Laptop, iPad oder Smartphone.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aber warum ist es nur so verdammt schwer, Kinder und Ehe und Beruf unter einen Hut zu bekommen? Warum sind wir erschöpft und müde und einfach erledigt, warum haben wir ständig das Gefühl, dass wir zu wenig Zeit für alles haben: für die Kinder, für den Job, für die Partnerin, für uns selbst?

Sprechen wir also über Erwartungen. Auch früher gab es Erwartungen an Väter und Mütter, aber sie waren klarer und eindeutiger, weil es auch klare und eindeutige Rollen gab. Heute dagegen gibt es unendlich viele Erwartungen, weil es unendlich viele Möglichkeiten gibt, eine gute Mutter und ein guter Vater zu sein, und deswegen scheint es das Beste zu sein, einfach alle Erwartungen zu erfüllen.

Also will man der liebevollste Vater überhaupt sein; der Vater, der immer Zeit zum Spielen hat; der die tollsten Sachen mit Lego baut; ein Vater, der nie schimpft und schreit und niemals ärgerlich ist. Dann will man der beste Ehemann von allen sein, der immer zuhört; der natürlich weiß, wie man die Waschmaschine und den Trockner füllt, und der das auch macht und auch die Hemden selber bügelt; man will wunderbar kochen und morgens den schönsten Frühstückstisch überhaupt decken können. Man will ein sensationeller Liebhaber sein und gleichzeitig eine starke Schulter zum Ausweinen haben; sensibel und erfolgreich sein.

Und natürlich gilt das alles auch spiegelbildlich: Wir wollen Frauen, die tolle Mütter sind, erfolgreich im Beruf und kulturell interessiert. Dass sie manchmal müde sind und abgespannt und keine Topmodelhaut haben, geschenkt. Wir verlangen ja nichts Unmögliches. Wir wollen ihren Rat, Gespräche auf Augenhöhe, wollen an den Kabalen in ihren Agenturen, ihren Büros genauso teilhaben wie umgekehrt. Wir wollen ihnen Freiräume für ihre Karriere schaffen, wollen ihnen den Rücken stärken, wenn es bei ihnen im Job brennt.

Und dann? Hat man schon wieder keine Zeit, wenn die Kinder spielen wollen; liegt die schmutzige Wäsche herum; musste die Partnerin doch wieder einen Babysitter organisieren, weil man ausgerechnet an dem Abend, an dem sie überraschend in ein Meeting musste, noch ein wichtiges Hintergrundgespräch hatte; war das Frühstück ein Reinform, weil man nicht zugehört hatte, als die Ehefrau sagte, dass man den Namen ihrer Chefin schon wieder verwechselt habe. Und das mit dem Sex ... ach, lassen wir das.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Bedrückende daran ist nicht nur der gewaltige Stress, den all das verursacht. Viel bedrückender ist, dass man vor lauter Erschöpfung die Sprache verliert: dass man nicht einmal mit der Partnerin oder dem Partner über all das reden kann, obwohl man natürlich ahnt, eigentlich sogar weiß, dass es dem anderen genauso geht. Aber es gibt sie einfach kaum mehr, die Momente der Zweisamkeit und, vor allem, der Gelassenheit. Denn wann soll man sich gegenseitig erzählen, was einen so beschäftigt? Wann soll man zuhören, Rat geben, miteinander abwägen und sich stützen? Wann lässt man sich wirklich noch ganz aufeinander ein – ohne Ablenkung von außen? Ohne dass im eigenen Kopf ein Sturm von Gedanken tobt, über den Tag, über den Job, über das schlechte Gewissen und die Ausreden, die man sich zurechtlegt, weil man wieder nicht geschafft hat, was man unbedingt schaffen wollte?

Es gibt auch niemanden, den wir um Rat fragen können. Unsere Eltern nicht, weil sie diese Situation nie erlebt haben, es war anders bei ihnen, alles begann gerade erst, sich zu verändern, und es war noch nicht so durcheinandergeschüttelt wie heute. Wir sind Pioniere, die erste Generation, die tatsächlich versucht, Gleichberechtigung zu leben. »Was gehen mich die Kinder an, ich mach Karriere!« – das ist für uns keine denkbare Haltung mehr.

Wir können auch schlecht mit unseren Chefs reden, selbst wenn sie mindestens so grau und abgearbeitet aussehen wie wir. Sie haben ein noch brachialeres Pensum.

Und wir können keine anderen Eltern fragen, denn meistens will man bei einem gemeinsamen Essen mit Freunden eben nicht wieder nur über Kinder oder den Job sprechen, sondern auch mal über etwas anderes – und damit entsteht die Illusion, dass es bei den anderen doch alles ganz gut klappt und nur bei einem selbst nicht. Nur ganz selten, wenn es sehr spät geworden ist und die Kinder im Bett sind und wenn schon sehr viel Rotwein getrunken wurde, dann bricht es aus allen heraus.

Dann erzählt die Kollegin, dass sie am Wochenende nur heimlich simst, um Kinder und Partner nicht zu verärgern; ganz so, als habe sie eine Affäre.

Dann erzählt das befreundete Paar, beide Vollzeit, drei Kinder aus zwei Beziehungen, wie ihnen der Sohn ins Gesicht schrie: »So wie ihr will ich nicht leben!«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dann gibt es Geschichten über Schlafmangel und Migräne und Bandscheibenvorfälle.

Dann erfährt man, dass es keine Familie gibt, die nicht fast permanent am Rande des Wahnsinns operiert.

In einem schönen, melancholischen Essay in der Literarischen Welt hat die Schriftstellerin Julia Franck gerade notiert, Schreiben und Kinder seien im Grunde unvereinbar. »Wenn ich schreibe, kann ich nicht mit meinen Kindern sein, und wenn ich mit meinen Kindern bin, kann ich nicht schreiben. Dieser Zwiespalt erzeugt eine enorm hohe Spannung, weil ich in beidem voller Hingabe lebe, beides ist Hingabe und Liebe.« Und sie resümiert: »Man erlebt das Leben als ständiges Scheitern.«

Wir sind keine Schriftsteller, nur Journalisten. Aber diese Spannung, die kennen wir auch. Und das Gefühl des Scheiterns. Alle kennen das, Väter wie Mütter.

Eigentlich müsste man eine perfekte Persönlichkeitsspaltung hinbekommen, um uneingeschränkt in beiden Sphären leben zu können. Ein wenig schizophren ist es ja auch, wenn wir auf dem Kinderzimmerboden liegen, mit Rennautos spielen und dabei aufs iPad schauen. Aber vielleicht sind wir einfach nicht schizophren genug?

Oder sind wir bloß Weicheier, Heulsusen? Überfordert von den eigenen Ambitionen? Kinder zu haben war ja nie leicht. Früher starben viele Säuglinge, herrschte Hunger, Kriege verheerten das Land. Es gab existenzielle Sorgen und Nöte, neben denen sich unsere Befindlichkeiten heute marginal ausnehmen. Und mal ehrlich: Wir sind wohlhabende Mittelschichtseltern. Wir brauchen keine zwei oder drei Jobs gleichzeitig, damit wir überhaupt über die Runden kommen, so wie manch andere Eltern in diesem Land. Wir haben keine Überlebenssorgen.

Aber Lebenssorgen sind es dennoch. Der Berliner Soziologe Hans Bertram nennt uns »die überforderte Generation«. Nicht nur, weil wir immer so müde sind und blass. Es gibt auch handfeste soziologische Gründe dafür, dass wir derart unter Strom stehen. Zum einen, weil es noch nie in einer Generation so viele Singles und kinderlose Paare gab. Deren ökonomische Situation ist im Durchschnitt deutlich besser als die von Familien mit Kindern, von Alleinerziehenden ganz zu schweigen. So viel Konkurrenz produziert: Stress.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zum anderen, weil immer mehr Frauen ihr erstes Kind um die dreißig oder später bekommen und deswegen die zehn, fünfzehn intensivsten (aufregendsten, schönsten) Jahre der Erziehung und der Fürsorge für die Kinder gerade bei hoch qualifizierten Frauen und Männern exakt mit den Jahren der ersten Karrieresprünge zusammenfallen. Bertram nennt das die »Rushhour der Biografien«. Noch bei unseren Eltern waren diese beiden Phasen stärker verschoben, die Zeit der Doppelbelastung also kürzer. Bei uns bedeutet es: noch mehr Stress.

Aber was heißt das alles? Was ist die Konsequenz? Zurück in die Fünfziger, Mutti wieder an den Herd, Vati geht arbeiten?

Natürlich nicht. Dass Frauen Karriere machen, ist gut. Gut für die Frauen, gut für die Gesellschaft. Dass Männer sich mehr um ihre Kinder kümmern, ist auch gut. Gut für die Kinder, für die Männer und für die Gesellschaft. Und wenn sich immer mehr Männer um ihre Kinder kümmern wollen, erzeugt das Druck auf die Wirtschaft, flexibler zu werden. Auch das ist gut.

Was dann? Noch mehr staatliche Interventionen, Fördermodelle? Die Familienpolitiker lassen uns glauben, dass alles nur eine Frage von Geld und Organisation wäre. Und dass zu den unzähligen familienpolitischen Leistungen und den fast 200 Milliarden Euro, die der Staat jedes Jahr für Familien ausgibt, nur ein paar weitere Leistungen hinzukommen müssten, dann würde schon vieles besser. Sie reden von Splittingmodellen und Teilzeitarbeit oder davon, dass der Staat die Arbeitszeit für junge Eltern begrenzen könnte, auf 32 Stunden in der Woche. Das ist ihr Versprechen. Aber in Wahrheit ist es doch so, dass die Grenze zwischen Arbeitszeit und privater Zeit längst durchlässig geworden ist, weil man immer erreichbar sein muss und, ja, auch immer erreichbar sein will. Die moderne Arbeitswelt hat sich enorm beschleunigt und gleichzeitig verdichtet, alle erleben das. Die Familienpolitiker aber lassen einen glauben, dass es gar nichts ausmachen würde, wenn dann noch ein Kind dazukommt.

Weil Selbstaussbeutung auch keine Lösung ist, wird eine Konsequenz längst gezogen, jeden Tag, jedes Jahr, in aller Stille, überall in Deutschland (und der westlichen Welt): Frauen, gerade hoch qualifizierte, entscheiden sich gegen Kinder. Mitunter nicht bewusst, häufig (noch) nicht endgültig, aber seit Jahren mit großer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Konstanz, all den Beihilfen und Kita-Ausbauplänen zum Trotz. Je besser ausgebildet eine junge Frau ist, je realer ihre Chance auf eine anspruchsvolle Karriere, desto weniger Kinder bringt sie auf die Welt. Eine Frau, die in der Landwirtschaft arbeitet, bekommt, statistisch gesehen, 2,2 Kinder. Die durchschnittliche Bundesbürgerin 1,2, eine Hochschullehrerin nur 1,0.

Hilfreich wäre also schlicht: Ehrlichkeit. Denn Kinder schaffen Glück, Glück, Glück! Und: Stress, Stress, Stress! Unweigerlich. Beides.

Es gibt keinen Ausweg aus diesem Dilemma. Wer es versucht mit Kindern, Ehe und Beruf, lässt sich auf ein Abenteuer ein. Ein Abenteuer, das Schmerzen und Zweifel und Grenzerfahrungen bringt. Viele scheitern daran. Aber es könnte schon eine Hilfe sein, das einmal auszusprechen, statt immer weiter die Vereinbarkeitslüge zu verbreiten. Denn auch die produziert wieder nur: Stress.

Wir sind keine Sorgenkinder!

Schulstress, Bewegungsmangel, Computersucht – und dann noch überforderte Eltern: Ist es wirklich so furchtbar, heute in Deutschland aufzuwachsen? Keineswegs. Den Kindern geht es so gut wie nie zuvor.

Von Martin Spiewak, DIE ZEIT, 11.09.2014

Eines Tages, es muss etwa sieben Jahre her sein, fällt es Martin Dornes auf. Was in den Zeitungen über den Zustand der Familien und die Lage von Kindern steht, passt nicht zu seinen eigenen Erfahrungen. Vom "Kampf der Generationen" liest er und von "immer mehr psychisch kranken Jugendlichen", von jungen Gewalttätern, die "immer brutaler zuschlagen". Viele Kinder, erfährt Dornes, bewegten sich kaum, weil sie dauernd vor dem Fernseher oder Computer saßen. Ihre Leistungen in der Schule seien miserabel ("Pisa-Katastrophe"). Und die Eltern hätten "das Erziehen verlernt".

Die Familie: eine Trümmerlandschaft.

Die Schulen: kaputtgespart.

Die Vereinbarkeit von Kindern und Karriere: nirgendwo so schwierig wie hierzulande.

So schallt es Martin Dornes entgegen.

Martin Dornes ist damals Mitte fünfzig, sein Sohn und dessen Freunde stehen an der Schwelle zum Erwachsensein. Sie sind weder Computerjunkies noch Schulabbrecher geworden. Die jungen Menschen, die Dornes kennt, erscheinen ihm selbstbewusst und "lebenspraktischer", als er selbst es früher war. Wenn seine Frau, eine Gesamtschullehrerin, nach Hause kommt, erzählt sie keine Horrorgeschichten. Und beim Wort "Erziehungsversagen" denkt Dornes eher an seine eigene Jugend Anfang der sechziger Jahre. "Abends ließ uns mein Vater zum Heftappell antreten. Bei einer Zwei in Latein gab es Dresche."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aber womöglich, denkt sich Dornes, ist das bildungsbürgerlich geprägte Frankfurter Nordend, wo er wohnt, der falsche Ort, um den Niedergang von Erziehung und Bildung mitzuerleben. Als Wissenschaftler weiß Martin Dornes, dass persönliche Eindrücke nur Splitter der Wirklichkeit sind.

Dornes ist Psychologe und Soziologe. Er arbeitet am Frankfurter Institut für Sozialforschung. Das ist keine Einrichtung, die für oberflächlichen Kulturoptimismus bekannt wäre. Als Autor mehrerer Bücher zur frühen Kindheit (Der kompetente Säugling) hat Dornes sich einen Namen gemacht. Also beschließt er, die wichtigsten Forschungsergebnisse der vergangenen Jahrzehnte zusammenzutragen: über Familien und Erziehungsstile, über Medienkonsum und Leistungsdruck, über den Gesundheitszustand der Kinder und Jugendlichen in Deutschland.

Das Vorhaben wächst sich zu seinem größten wissenschaftlichen Projekt aus. Im Arbeitszimmer seiner stückverzierten Altbauwohnung reihen sich bald ein Dutzend Meter Bücher zum Thema. 15 Registerkästen mit mehr als 10.000 Seiten kopierter Fachaufsätze stehen auf dem Boden. Vier Jahre lang sammelt Dornes Befunde. Als er seine Recherche beendet, kommt er sich vor wie ein Ethnologe, der von einer langen Forschungsreise zu einem berüchtigten Indianerstamm zurückkehrt. "Wie war es?", fragt seine Frau. "Alles halb so wild", antwortet er. Die bösen Eingeborenen sind eigentlich ganz nett.

Denn was Martin Dornes aus den Studien, Befragungen und epidemiologischen Untersuchungen für sein Buch Die Modernisierung der Seele herausdestilliert hat, liest sich wie der spiegelbildliche Gegenbefund zur Katastrophenberichterstattung: Noch nie wuchsen Kinder und Jugendliche in Deutschland so sicher und umsorgt, gesund und zufrieden, gebildet und wohlhabend auf wie heute. Eltern erziehen kindgerechter und zugewandter als Mütter und Väter in früheren Zeiten. Nie war es einfacher, eine Familie zu gründen, in der jeder gute Chancen hat, glücklich zu werden. "Generation ADHS", "Generation Porno", "Generation Stress" – alles Schlagwörter fern der Realität. "Mediale Artefakte", sagt Martin Dornes.

Sein Lektor verspricht sich viel von dem Buch. Schließlich ist die Botschaft ebenso originell wie aufmunternd. Beim Verlag überlegt man, welche Interviewanfrage man zuerst bedienen soll.

Mit masochistischer Wonne kaufen die Deutschen Bücher übers Kinderleid

Es kommen aber keine Interviewanfragen. Auch die Rezensenten nehmen das Werk kaum zur Kenntnis (die ZEIT bringt eine Notiz von 20 Zeilen). Das Buch versinkt im Meer der Neuerscheinungen. Bis heute liegen große Teile der ersten Auflage von 2012 auf Halde.

Man kann mit Büchern über Kinder, Erziehung und Bildung durchaus Auflage machen. Viel Auflage. Bloß erzählen diese Bücher andere Geschichten. Die Erziehungskatastrophe, Tatort Familie und SOS Kinderseele heißen sie. In den Bestsellern dieses Genres überlassen Eltern ihre Kinder der Digitalen Demenz oder schwirren als Helikopter-Eltern über ihren Köpfen.

Die Deutschen kaufen diese Geschichten mit geradezu masochistischer Wonne. Auch wenn die Thesen auf maßlosen Übertreibungen, belegfreien Behauptungen und irregeleiteter Nostalgie fußen. Und sich permanent widersprechen: Mal heißt es, die Eltern verzärteln ihre Kinder und vernachlässigen deren Erziehung. Dann wieder machen sie sich schuldig, indem sie ihren Nachwuchs von einem Frühförderkurs zum nächsten treiben. Mal nimmt die Leistungsbereitschaft der Schüler dramatisch ab. Dann wieder ächzen sie unter dem G-8-Stress.

Von der weitverbreiteten Krise der Familie ist sogar überzeugt, wer selber im Alltag das Gegenteil erlebt. Laut einer Allensbach-Umfrage meinen nur 20 Prozent der Deutschen, hierzulande sei der Zusammenhalt in den Familien stark. Aber 82 Prozent finden, in ihrer eigenen Familie herrsche große Verbundenheit.

Eine gelb getünchte Villa in ruhiger Lage der Bonner Weststadt, man geht eine Treppe hinauf, schon steht man im Notstandsgebiet. Hier arbeitet der Kinderpsychiater Michael Winterhoff. Im Obergeschoss hat er seine Wohnung, seine Patienten empfängt er in den lichtdurchfluteten Behandlungsräumen darunter. Im Eingang wirbt ein Plakat für Winterhoffs neuestes Buch.

Fünf Titel sind mittlerweile unter seinem Namen erschienen. Alle heißen sie ähnlich: Warum unsere Kinder Tyrannen werden, Tyrannen müssen nicht sein, Persönlichkeiten statt Tyrannen ... Fast durchweg wurden sie Bestseller. Die Liste von

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Winterhoffs geplanten öffentlichen Auftritten, einzusehen auf seiner Homepage, reicht bis ins nächste Jahr. Über ein Aufmerksamkeitsdefizit kann der Autor nicht klagen.

Kaum hat man im Behandlungsraum Platz genommen, breitet Winterhoff seine düsteren Visionen aus. Demnach wächst in Deutschland eine Generation von Egoisten heran, "lustorientiert", "leistungsunfähig" und "narzisstisch". Tyrannen eben. Vor 20 Jahren, sagt Winterhoff, habe es pro Klasse zwei, drei verhaltensauffällige Kinder gegeben. Heute seien nur noch wenige Schüler störungsfrei. Selbst an vielen Gymnasien sei "ein geregelter Unterricht nicht mehr möglich".

Wenn man Winterhoff reden hört, kann man live miterleben, wie sich die Lage des Nachwuchses verschlimmert. Zu Beginn des Gesprächs sind 50 Prozent der Schulabgänger "ausbildungsunfähig". Eine halbe Stunde später sind es 50 bis 70 Prozent, am Ende mehr als 70 Prozent. "Es dauert nicht mehr lange, dann haben wir hier Ghettos", sagt Winterhoff. In Deutschland, in Bonn. Beunruhigt blickt der Besucher in den gepflegten Vorgarten.

Als Schuldige macht Winterhoff neben Lehrern und Erziehern vor allem die Eltern aus. Weil sie ihren Kindern alles durchgehen lassen. Weil sie ihre Töchter und Söhne wie gleichberechtigte Partner behandeln. Weil sie mit ihnen eine schädliche "symbiotische Beziehung" eingehen. Viele Jugendliche verharren deshalb auf dem Entwicklungsstand eines Kleinkindes, sagt Winterhoff. Wie viele, Herr Doktor? "Wahrscheinlich die Mehrheit."

Nach zwei Stunden – inzwischen ist einem schwindelig von all den katastrophischen Zahlen – neigt sich das Gespräch dem Ende zu. Winterhoff bietet an, man könne gern wiederkommen. Wahrscheinlich lebe der Besucher selbst längst in "symbiotischer Verstrickung" mit seinen Kindern. Er, Winterhoff, habe da eine Therapie entwickelt.

800.000 Bücher hat Michael Winterhoff, der selbst Vater von zwei Kindern ist, in den vergangenen sechs Jahren verkauft. Alle großen Zeitungen und Magazine haben über ihn geschrieben oder ihn interviewt. Er ist der Thilo Sarrazin der Erziehung. Doch anders als Sarrazin trifft Winterhoff kaum auf Widerspruch.

Wo sind sie bloß, die verzogenen Despoten?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das ist erstaunlich, denn der Erfolgsautor belegt seine Thesen fast ausschließlich mit Beobachtungen aus seiner eigenen Praxis. Er erzählt von einem Mädchen, das sich übergibt, wenn es nicht seinen Willen bekommt, und von einem Jungen, der jedes Zubettgehen zu einem mehrstündigen Drama macht. Das ist etwa so, als schriebe ein Gefängnisdirektor ein Buch über die Moral der Gesellschaft und führte als Nachweis die Verbrechenskarrieren seiner Häftlinge an.

Hätte Winterhoff recht mit seinem Befund, dann müsste man nur irgendeine Schule besuchen, am einfachsten die nächstbeste um die Ecke, und schon würde man das Personal aus seinen Büchern antreffen: die verzogenen Despoten aus Mittelschichtfamilien, die sich nicht bändigen lassen. Die überehrgeizigen Eltern, die Lehrer wegen schlechter Zeugnisnoten verklagen.

Michaelschule heißt die Grundschule, die ein paar Hundert Meter von Winterhoffs Praxis entfernt liegt. Es ist die zweite Stunde, und tatsächlich: Der Lärm aus der 3a dringt bis ins Treppenhaus. Im Klassenraum hocken die Kinder mal zu zweit, mal zu dritt zusammen und brabbeln vor sich hin; ein Mädchen spaziert im Raum herum, obwohl der Unterricht längst angefangen hat.

Dann macht die Lehrerin sich mit einem Gong bemerkbar. "Wer möchte?", fragt sie auf Englisch. Fünf Finger schießen hoch. Nacheinander tragen die Kinder ihre presentation vor, die sie gerade noch einmal mit dem Nachbarn geübt haben. Es ist die Woche vor der Fußball-WM, und die Schüler erzählen von ihrem "favourite player", wie alt er ist, bei welchem Club er spielt. Alles auf Englisch.

"Unsere Kinder sind wunderbar", sagt Christiane Albers. Seit 20 Jahren ist sie Lehrerin, die meiste Zeit davon an der Michaelschule. Große Veränderungen habe sie nicht bemerkt, erzählt sie. Außer vielleicht diese: "Wahrscheinlich können sich die Schüler heute etwas weniger konzentrieren." Eine Schulstunde am Stück nur zuhören, dazu sei kaum ein Kind mehr fähig. Aber so ein Unterricht sei auch wenig sinnvoll.

Dafür können die Schüler andere Sachen besser als früher. In der dritten Klasse Vorträge auf Englisch halten. Oder herausfinden, woran man in verschiedenen Religionen glaubt. Albers breitet eine Rolle Plakatpapier auf dem Tisch aus. Bilder

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

von Männern mit Kippa aus dem Internet, selbst geschossene Fotos der Bonner Synagoge, daneben handschriftliche und gedruckte Erläuterungen.

Die Kinder hatten die Aufgabe, gruppenweise eine Facette des jüdischen Glaubens zu recherchieren und den anderen auf einem Poster vorzustellen. Sie selbst habe so etwas als Schülerin auch gemacht, sagt Albers. "Aber frühestens in der Siebten."

Allgemeine Disziplinlosigkeit? Ganze Klassen, die über Tische und Bänke toben? Kennt man an der Michaelschule nicht. "Wir können über das Sozialverhalten unserer Kinder nicht klagen", sagt Christiane Albers. Für einen Beobachter ist es geradezu erstaunlich, über wie viel Selbstdisziplin achtjährige Schüler heute verfügen müssen, wenn sie sich beim sogenannten Stationenlernen nicht nur eigenständig mit Aufgaben versorgen, sondern auch in Eigenregie ihre Fehler kontrollieren.

Ein paar Straßen weiter und eine Schulform höher. "Die Grundschulen bereiten die Kinder in der Regel sehr gut vor", sagt Thomas Harth, Leiter des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums (EMA). Seine Schule, die nach außen den Charme der fünfziger Jahre ausstrahlt, übt den Spagat zwischen Erneuerung und Tradition. In dieser Woche hat die Schülerversammlung den Unterricht am EMA übernommen. Thema der Projektwoche: Gesundheit.

Kinder flitzen mit geliehenen Rollstühlen durch die Gänge, im Chemielabor kochen Schüler Slow Food, im Klassenraum daneben diskutieren sie die Risiken von Smartphones. Sie sprechen vom "Urheberrecht" und vom "Suchtfaktor". Sie erklären, wie die Überwachung durch die NSA funktioniert ("Das geht mit Suchwörtern und Filtern"). Sie besuchen die fünfte und sechste Klasse.

Als wortgewandt, zielstrebig und "sehr fokussiert" beschreiben die Pädagogen des Gymnasiums ihre Schüler. Auf die Frage, was die Kinder schlechter können als frühere Generationen, müssen die Lehrer überlegen. Rechtschreibung, lautet die Antwort meist. Mit den Endzeitprophezeiungen des Bestsellerautors aus ihrer Nachbarschaft können sie nichts anfangen.

Die Michaelschule und das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium sind nicht repräsentativ. Wer wissen will, ob die Untergangsszenarios, die den Diskurs prägen,

zutreffend sind oder nicht, muss fragen: Wie geht es der großen Masse der Kinder in diesem Land? Die Antwort ist: Immer besser. Man findet sie nicht nur an den beiden Schulen in Bonn. Sondern auch in Umfragen und Statistiken.

Vor einigen Wochen erschien die neue Studie zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen des Robert Koch-Instituts, die größte Datensammlung zu diesem Thema. Danach schätzen 94 Prozent der Eltern die körperliche und seelische Verfassung ihrer Kinder als gut oder sehr gut ein. Die Kinder selbst sehen das zu 88 Prozent genauso.

Kinderkrankheiten sind dank Impfungen und Vorsorgeuntersuchungen schon lange auf dem Rückzug. Zwar gibt jeder sechste junge Deutsche eine chronische Erkrankung an, oft handelt es sich um Heuschnupfen. Aber die meisten Kinder können damit ein normales Leben führen. Vor allem: Zum wiederholten Mal widerlegt wird die These, dass Kinder sich kaum noch bewegen. Zusätzlich zum Turnen in Kita oder Schule treiben 78 Prozent von ihnen Sport, knapp zwei Drittel sind sogar im Verein.

Auch die Seelennot hat sich nicht verschlimmert, weder in den vergangenen Jahrzehnten noch in jüngster Zeit. Etwa 20 Prozent der Kinder zeigen psychische Auffälligkeiten: Sie können sich nur schlecht konzentrieren, haben häufig Ängste oder Probleme, Freunde zu finden. Diese "Risikokinder" leiden jedoch nicht alle unter einer mentalen Störung. Das wäre so, als würde man von einem Schnupfen automatisch auf eine Grippe schließen. "Wir weisen immer wieder auf den Unterschied hin", sagt Studienleiterin Heike Hölling vom Robert Koch-Institut. Leider steht es später doch wieder anders in vielen Zeitungen. "Therapie statt Spielplatz", heißt dann die Überschrift.

Martin Dornes, der Frankfurter Psychologe, zitiert in seinem Buch einen Aufsatz des Arztes Gustav-Adolf von Harnack, der in Hamburg 1.300 Kinder untersucht hat. 17 Prozent der Zehnjährigen litten unter Einschlafproblemen und Kopfschmerzen, 27 Prozent unter häufigem Erbrechen und Schwindel. Jedem vierten Jungen attestierten die Lehrer eine schlechte Konzentrationsfähigkeit, 16 Prozent störten gar permanent den Unterricht. Als völlig gesund gingen nur 39 Prozent der Kinder durchs junge Leben.

Von Harnack nennt auch die öffentlich diskutierten Gründe für die Symptome: "Reizüberflutung", "Beschleunigung", "eine verplante Kindheit", den "Autoritätsverlust der Eltern" sowie natürlich die Medien. Computer waren damit allerdings nicht gemeint. Dafür "Comic Books und illustrierte Zeitschriften". Schließlich stammt die Studie mit den bedenklichen Befunden aus dem Jahr 1958. In einem anderen Aufsatz von 1954 geißelt ein Kollege von Harnacks die Schwererziehbarkeit als neues Zivilisationsproblem: Zu keiner Zeit habe man so viele "kleine Tyrannen" gesehen.

In Zyklen wiederholen sich die Debatten um die angebliche Gefährdung der Jugend. Die objektiven Lebensrisiken dagegen werden von Jahr zu Jahr geringer. Gab es 1980 noch 1.159 Verkehrstote unter 15 Jahren, so starben 2013 auf den Straßen nur noch 58 Kinder. Die Suizidquote junger Menschen hat sich im selben Zeitraum halbiert. Ähnliches gilt für die schwersten von Jugendlichen (oft an Gleichaltrigen) verübten Straftaten.

Dem Bundesverband der Unfallkassen sind niemals weniger Verletzungen nach Prügeleien auf Schulfluren und Pausenhöfen gemeldet worden als heute. Antiaggressionstheater, Konfliktlotsen, Projektstage zum sozialen Lernen, Klassenräte: Mittlerweile gehören solche Initiativen auch in Schulen mit äußerst friedlichem Umfeld zur pädagogischen Grundversorgung. Als der Autor dieses Textes seinen elfjährigen Sohn fragte, wer denn der Stärkste in der Klasse sei, musste der erst einmal überlegen. Dann kam die Antwort: "Vielleicht die Emma, die ist die Größte von uns." Die Lehrer sind gehalten, jedes kleinste Raufen sofort zu unterbinden. Was einst als übliche Hänselei durchging, gilt heute als Mobbingfall.

Eltern verbringen mehr Zeit mit ihren Kindern als früher, sogar beim Essen

Auch in den Familien geht es weit friedlicher zu. Einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen zufolge ist der Anteil der Jugendlichen, die zu Hause massiv geschlagen werden, zwischen 1992 und 2011 um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Heute verstößt schon gegen das Gesetz, wer sein Kind ohrfeigt. Mehr Liebe, weniger Hiebe, auf diese Formel bringt es der Institutsleiter Christian Pfeiffer.

Das ist die wichtigste Veränderung im Leben von Kindern: die Entspannung im Verhältnis der Generationen. Die Annäherung zwischen Kindern und Eltern ist so weit fortgeschritten, dass es Familienforschern schwerfällt, bei Werten, Haltungen und Lebensstilen noch Unterschiede auszumachen. Das Wort vom "Generationenkonflikt" verschwindet, wie der "Familienvorstand" und das "Fräulein" verschwanden.

Mehr als 90 Prozent der Jugendlichen sagen heute, sie verstünden sich gut mit ihren Eltern. Drei Viertel der Befragten würden ihre eigenen Kinder so erziehen, wie sie selbst erzogen wurden. Ältere Deutsche bewerten ihre Eltern viel negativer. Selbst seine Großeltern findet heute nur jeder fünfte Teenager altmodisch. "Man sieht eine Generation, die alle Erwartungen der Gesellschaft nach Verantwortung, Leistungsbereitschaft und Familiensinn erfüllt", schreiben die Autoren der Shell-Jugendstudie.

Solche Befunde sind für manche offenbar unerträglich positiv. Selbst aus den besten Forschungsergebnissen konstruieren sie ein Problem: Sind die Jugendlichen nicht längst viel zu angepasst? Es ist doch nicht normal, dass Kinder als eines der wichtigsten Vorbilder heute die eigene Mutter nennen! Muss es sein, dass Väter in dasselbe Konzert gehen wie die Söhne und die gleiche Jeans tragen?

Früher haben die Eltern den Konzertbesuch verboten und geblafft: Wie siehst du denn aus! Wäre das besser? Und hat ein Jugendlicher, der mit 15 Jahren schon zum Austauschjahr nach, sagen wir: Argentinien geht, das Rebellieren zum Selbstständigwerden nötig?

Ein anderer gern erhobener Vorwurf: Die Jugendlichen, die so ordentlich funktionieren, engagierten sich nicht für die Gesellschaft, sie seien zielstrebig bloß für sich selbst und nicht für andere. Entgegnet man darauf, dass immer mehr Abiturienten vor dem Studium ein Freiwilliges Soziales Jahr einlegen und dass die Freiwilligendienste gar nicht so viele Stellen anbieten können, wie es Bewerber gibt, heißt es: Alles bloß, um den Lebenslauf auf Hochglanz zu polieren.

Die Jungen schauen nicht nach rechts und links? Das muss man wohl eher ihren erwachsenen Kritikern vorwerfen, die sich nicht von lieb gewonnenen Vorurteilen abbringen lassen wollen.

Die Nähe der Generationen zueinander bedeutet nicht, dass Eltern und Kinder verlernt hätten zu streiten. Im digitalen Dauerchat Pubertierender füllt die Klage über "ungeile Eltern" endlose Zeilen. Aber die familiären Streitfragen enden viel seltener in starren Fronten oder Sprachlosigkeit als früher. Sie sind lösbar geworden.

Familienforscher wie Sabine Walper vom Deutschen Jugendinstitut sprechen von einem Verhandlungsstil der Erziehung, der den alten Befehlsstil ersetzt habe. Eltern fordern von ihren Kindern keine Unterordnung mehr, sondern nehmen sie ernst. Auch Eltern müssen sich ihre Autorität inzwischen verdienen, durch Geduld und geschickte Kommunikation, gute Argumente, Fairness und – Liebe.

Die Flut der Erziehungsratgeber wird stets als Ausdruck einer Verunsicherung der Eltern interpretiert. Man kann aber auch sagen: Eltern halten Erziehung für wichtig. Sie sind lernbereit. Es gibt seit Jahren eine Flut von Kochbüchern. Niemand würde sie als Zeichen für den Verfall der Kochkünste anführen.

Erziehen kostet heute viel Gedankenarbeit, Nervenkraft und Zeit. Ein Machtwort des Vaters ist schneller gesprochen, als ständig die Regeln neu zu justieren. Tatsächlich verbringen Eltern heute im Schnitt mehr Zeit mit ihren Kindern als in früheren Jahrzehnten. Besonders die Väter. Die aktuellsten Zahlen stammen aus den USA. Dort stand ein Vater 2011 im Durchschnitt dreimal länger auf dem Spielplatz oder am Wickeltisch als 1965. Auch in Deutschland sind Väter ihrem Nachwuchs mittlerweile so nahe, wie das noch eine Generation früher kaum vorstellbar war.

Ebenso widmen die Mütter ihren Töchtern und Söhnen mehr Alltagszeit. Weil in kleineren Familien das einzelne Kind mehr Aufmerksamkeit erhält. Weil Maschinen, Tiefkühlkost und Putzhilfen die Hausarbeit erleichtern. Selbst berufstätige Frauen verbringen heute ähnlich viel Zeit am Tag mit ihren Kindern wie Hausfrauen ohne Beruf in den sechziger und siebziger Jahren. Es stimmt auch nicht, dass Familien sich nicht mehr täglich zum Essen versammeln. Forscher der Universität Gießen haben vor einigen Jahren sogar ermittelt, dass Eltern und Kinder einige Minuten länger als früher gemeinsam bei Brot, Braten oder Pizza am Tisch sitzen.

Die Kinder wissen die Zuwendung zu schätzen. Je nach Alter und Befragungsmethode meinen nur zehn bis zwanzig Prozent, ihre Eltern hätten zu wenig

Zeit für sie. Ähnliche Zahlen erhalten Forscher seit Jahren, wenn sie von Kindern und Jugendlichen wissen wollen, wie sie insgesamt mit ihrem Leben zufrieden sind. Die jüngste Studie dazu erschien vor sechs Wochen: das LBS-Kinderbarometer. Da antworten 80 Prozent der 9- bis 14-Jährigen, sie fühlten sich wohl oder sehr wohl. Es gibt keine Erhebung, in der die Quote der unglücklichen Kinder die Zehn-Prozent-Marke überschreitet.

Angesichts dieser Zahlen müssen Eltern in diesem Land ziemlich viel richtig machen. In der öffentlichen Debatte geht es aber darum, was sie angeblich alles falsch machen. Seit einiger Zeit sollen sie dem Frühförderwahn verfallen sein. Sie traktieren ihre Kinder schon zur vorschulischen Synapsenpflege mit Geigenstunden oder Sprachunterricht, heißt es. Am liebsten mit Chinesisch.

Ohnehin sei das eigene Kind für viele Eltern heute nur ein "Sincontainer", ein "Projekt", das es zu optimieren gelte zwecks "Distinktionsgewinn". So war es auch schon in der ZEIT zu lesen. Der Lehrerfunktionär Josef Kraus ließ solche Thesen vergangenes Jahr zwischen zwei Buchdeckel pressen, der Spiegel machte daraus eine Titelgeschichte.

Seriös betrachtet, schrumpft das vermeintliche Massenphänomen schnell zum Randgeschehen. Weniger als drei Prozent der deutschen Kitas sind laut dem Verein für frühe Mehrsprachigkeit bilingual. Angesichts der vielen Migrantenkinder ist dieses Angebot eher zu klein. Ganze zehn Kindergärten der Republik haben Chinesisch im Programm, von 52.000. Plattdeutsch bieten doppelt so viele Kitas an.

Erkundigt man sich in den mutmaßlichen Hochleistungslaboren der Frühpädagogik, dann hört man: So etwas wollen wir gar nicht sein. Mit solchen Ideen sei man bei ihrer Einrichtung "völlig an der falschen Adresse", heißt es etwa in der Deutsch-Chinesischen Kita im Berliner Prenzlauer Berg. Die Kinder stammten fast alle aus deutsch-chinesischen Familien.

Auch die Behauptung, die angebliche Bildungsangst der Eltern lasse sich ablesen an zahllosen Klagen gegen Schulen, entbehrt jeder Datengrundlage. Das legt eine Anfrage bei sieben der größten Verwaltungsgerichte Deutschlands nahe. In München, Stuttgart, Berlin und Köln: Nirgendwo verzeichnet man im Schulrecht einen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Anstieg der Streitfälle. Die Zahl bewegt sich jeweils im niedrigen zweistelligen Bereich – bei jährlich Millionen von Schulnoten, Zeugnissen und Übergangentscheidungen.

Der Angsblick auf die Kinder hat die Sicht auf die Tatsachen längst vernebelt. Bei wenigen anderen Themen fallen Wahrnehmung und Realität so sehr auseinander. Gute Botschaften bleiben ungehört, während jede (vermeintlich) schlechte Nachricht ein vielstimmiges Echo findet. So wurde die große Gesundheitsstudie des Robert Koch-Instituts Ende Juni in der deutschen Öffentlichkeit fast völlig ignoriert. Kaum jemand erfuhr, dass sich die Quote der rauchenden Jugendlichen in den vergangenen sechs Jahren fast halbiert hat. Sie liegt jetzt bei rund zwölf Prozent.

Wie groß dagegen die Aufregung, als Unicef vergangenes Jahr eine internationale Studie zur Lebensqualität von Kindern veröffentlicht. Der deutsche Nachwuchs schneidet auch darin gut ab. Nur eine einzige von drei Dutzend Ranglisten scheint Anlass zur Sorge zu geben: Auf einer Zufriedenheitsskala liegt Deutschland nur auf Platz 22. Genau diese Tabelle pickt Unicef für seine Pressemitteilung heraus.

Die Journalisten beißen an. "Gut situiert, aber unglücklich", titelt die Süddeutsche Zeitung, als "maßlos unglücklich" beschreibt die Welt die jungen Deutschen. Schnell finden sich Experten, die die Gründe dafür kennen: Computerspiele (Hirnforscher Manfred Spitzer), die Erziehungsunfähigkeit der Eltern (Michael Winterhoff), die Schule (Sozialwissenschaftler Klaus Hurrelmann).

Die Studie selbst können sie alle nicht gelesen haben. Denn ihr kann man entnehmen, dass 84 Prozent der deutschen Jugendlichen zufrieden sind. Nur sind es in vielen anderen Ländern unwesentlich mehr. Wegen eines Unterschieds von zwei, drei Prozentpunkten liegen diese Länder in der Rangliste vor Deutschland. Statistisch ist das irrelevant. Das bestätigen auf Anfrage selbst die Autoren der Unicef-Studie. Die Journalisten sind also einer Nullaussage aufgesessen – die sich aber in ihren Ohren plausibel anhörte.

Wie kann das sein: Obwohl es den Kindern immer besser geht, glaubt man, dass sie es immer schwerer haben? Dazu eine These: Man muss das "obwohl" durch ein "weil" ersetzen. Der Eindruck, dass alles schlechter wird, liegt daran, dass es

tendenziell besser wird. Nicht die Probleme der Kinder wachsen ständig, sondern es wächst die Sensibilität dafür. Nicht die Erziehungskompetenz der Eltern sinkt, es steigen vielmehr die Anforderungen an sie.

Der Philosoph Odo Marquard hat dieses Phänomen das "Gesetz der zunehmenden Penetranz der Reste" genannt. Je ausgefeilter die Gewaltprävention, desto skandalöser, wenn doch etwas passiert.

Ein anderes Beispiel: Die Zahl der Kitas und Krippen, Horte und Ganztagschulen hat in Deutschland einen historischen Höchststand erreicht. Gleichzeitig wird heftiger denn je über die schlechte Vereinbarkeit von Familie und Beruf geklagt.

In der vorletzten Woche hat ein Autor der Süddeutschen Zeitung eine ganze Seite über die angebliche Kinderfeindlichkeit in Berlin geschrieben. Der wichtigste Beleg war eine Lärmschutzwand, die um eine Skateranlage herum errichtet worden war. Autoren, die die Kinderfeindlichkeit der Städte beklagen, erinnern sich offenbar nicht an die rostigen Klettergerüste und traurigen Wippen der siebziger Jahre. Auf den Spielplätzen von heute kann man sicherer und abwechslungsreicher toben als früher.

Nie waren unserer Gesellschaft Kinder so wichtig wie heute, nie gab es so viele Jugendzentren, Erziehungsberatungen und Frühförderstellen. Die Gesetze zum Kinderschutz wurden stetig weiter verschärft. Das subventionierte Freizeitangebot – Kinderopern, Kinderunis, Kinderkurzfilmfestivals – ist gigantisch.

Die staatlichen Ausgaben für Familie und Bildung sind auf einem Allzeithoch. Tatsächlich, auch wenn ständig anderes zu lesen ist: Seit 2005 ist das Budget pro Schüler um 19 Prozent gewachsen. Inflationbereinigt. Deutschland erlebt gerade eine zweite große Bildungsexpansion nach der ersten in den siebziger Jahren. Damals beendete noch mehr als die Hälfte eines Jahrgangs das Lernen nach der Hauptschule oder blieb ganz ohne Abschluss. Nicht einmal jeder Fünfte schaffte es auf die Universität. Selbst wenn ein Abitur heute einfacher zu erlangen ist als damals: Im Schnitt ist die junge Generation gebildeter als alle ihre Vorgänger.

Aus gebildeteren Jugendlichen werden besser informierte Eltern, die sich wiederum besser um ihre eigenen Kinder kümmern – und sensibler auf deren

Schwierigkeiten reagieren. So erklärt es sich wahrscheinlich, dass immer mehr junge Menschen einen Therapeuten aufsuchen – es heißt, jedes zweite Schulkind sei schon einmal in Behandlung gewesen.

Das Wort "Therapie" legt frühkindliche Dramen nahe. Doch schon wer heute mit einem Fünfjährigen, der leicht lispelt, zum Arzt geht, bekommt professionelle Hilfe angeboten. "Das wächst sich wahrscheinlich raus", sagt dann der Kinderarzt, "aber ich kann Ihnen auch ein paar Stunden Sprachtherapie aufschreiben." Die meisten Eltern schicken das Kind in einem solchen Fall zum Logopäden. Die Sitzungen werden das Kind ja nicht belasten (das öffentliche Gesundheitsbudget freilich schon).

Die schlimmste Folge des Alarmismus: Er wirkt empfängnisverhütend

Der Alarmismus, mit dem über kranke oder angeblich krankgeredete Kinder debattiert wird, hat üble Folgen. Wer sich um die Mittelschichteltern und ihre Kinder sorgt, kreist um ein Pseudoproblem – und vergisst darüber die wirklichen Nöte.

Denn natürlich gibt es Kinder, deren Zukunft düster aussieht. Sie leben nicht in Reihenhaussiedlungen und besuchen eher selten das Gymnasium. Ihre Väter und Mütter lesen in der Regel auch keine Erziehungsratgeber und besuchen keine Elternkurse.

Deutschlands Kellerkinder sind am Rand der Gesellschaft zu finden, wo Armut auf Vernachlässigung trifft und Schulversagen auf vererbte Perspektivlosigkeit. Es sind jene 15 bis 20 Prozent, die als Jugendliche nur auf Grundschulniveau lesen und rechnen können. Viele von ihnen stammen aus einer Migrantenfamilie und hatten schon am Tag ihrer Einschulung kaum eine Chance, zu den anderen aufzuschließen.

Jungen und Mädchen aus sogenannten Multiproblemfamilien sind doppelt so häufig psychisch auffällig wie ihre bessergestellten Altersgenossen. Die Zahl der besonders Dicken unter ihnen hat sich in den vergangenen 20 Jahren verfünffacht. In diesem Milieu rauchen die Kinder häufiger, sitzen länger vor dem Bildschirm, essen mehr Junkfood und erhalten weniger Zuwendung von ihren Eltern – selbst wenn diese arbeitslos sind und eigentlich Zeit für sie hätten. Es ist dieses Milieu, in dem Misshandlungen geschehen. Es sind diese Kinder und Jugendlichen, die öffentliche

Aufmerksamkeit benötigen. Doch die wird absorbiert von einer überflüssigen Debatte. Das ist das eine Ärgernis der Katastrophenberichterstattung.

Das andere lautet: Längst entfaltet der Katastrophismus eine verhütende Wirkung. Drei Faktoren entscheiden in einem modernen Industrieland darüber, ob Paare Kinder bekommen, sagt Norbert F. Schneider, Direktor am Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung: die finanziellen Rahmenbedingungen, das öffentliche Betreuungsangebot und das gesellschaftliche Klima. Der letzte Faktor sei in Deutschland "stark unterschätzt". Hierzulande fehlten "positive Familienbilder".

Warum sich selbst überfordern mit der Erziehung von Kindern? Weshalb sich zerreißen zwischen Familie und Job? "Alles, was ich über das Kinderhaben höre und lese, ist so furchteinflößend, dass ich manchmal denke: Man muss ja total wahnsinnig sein, auf die Idee zu kommen, wirklich ein Kind zu kriegen", schreibt in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung die Journalistin Antonia Baum, 29 Jahre alt und kinderlos. Niemand holt sich freiwillig eine Katastrophe ins Haus. So wie niemand gern sein Leben mit Tyrannen teilt.

Das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung hat kürzlich die Einstellung der Deutschen zu Kindern erhoben. Von den Kinderlosen zwischen 18 und 50 Jahren glaubte mehr als die Hälfte nicht, dass Kinder die Lebensfreude oder die Zufriedenheit erhöhen.

Was für ein Irrtum.

Seit Jahren fragen sich Politiker, wie um Himmels willen man die Deutschen zum Kinderkriegen motivieren könnte. Das Elterngeld wurde erfunden und das Betreuungsgeld, sogar die Bundeswehr bekam Kitas. Die Geburtenrate blieb niedrig. Wie wäre es, wenn man einfach aufhören würde, die Kinder und das Leben mit ihnen schlechtzureden?

Große Ferien!

Wir haben längst verlernt, was das Aus in Auszeit bedeutet. Ein Plädoyer für einen neuen Urlaub

Von Max Scharnigg, Süddeutsche Zeitung am Wochenende, 09.08.2014

Drüben im Solarium ist ein neues Schild im Schaufenster. „Faken Sie das Urlaubsgefühl!“ steht darauf. Daneben ist ein Paar in Badehosen freigestellt, das sich gegenseitig auf die knusprige Kruste schaut. Den Urlaub vortäuschen, darauf muss man erst mal kommen. Noch komischer ist, was das Schaufenster eigentlich sagt: Urlaub muss was abwerfen. Wozu wegfahren, wenn man nicht mindestens als ein anderer wiederkommt? Dieser verbreitete Anspruch ist schon Teil unserer Urlaubskrise. Ein anderer ist jene vermaledeite Woche vor dem Urlaub. Für gewöhnlich wird das ja die schlimmste Arbeitswoche des ganzen Halbjahrs. Der Klumpen Unbeantwortetes und Aufgeschobenes, den man über Monate jongliert hat, jetzt soll er doch noch schwinden. Alle Kanäle, auf denen im Büroalltag gesendet wird, müssen vorbereitet sein auf die Unterbrechung, sie sollen möglichst wenig weiterleiten. Die Angst vor der unwägbaren Störung des heiligen Urlaubs kennt nur eine Abhilfe: alles fertigmachen. Deshalb ist die letzte Arbeitswoche so produktiv wie drei normale, man schreit, finished, delegiert wie nie und kollabiert final, weil noch was Neues reinkommt.

Gerade Menschen, die sich ihren Arbeitsalltag besonders frei eingerichtet haben, erleben die letzten Tage vor den Ferien als quälendes Endzeit-Szenario. Vielleicht, weil das eine der wenigen Deadlines ist, die nicht aufgeschoben werden kann. Spät am Freitagabend, wenn alle anderen schon gegangen sind, formuliert man im ungewohnten Beisein des Reinigungspersonals die Abwesenheitsnotiz. Meist wird es ein harsches Konstrukt aus Selbstbezeichnung und Erschöpfung: „E-Mails werden nicht gelesen / . . . nur in sehr dringenden Fällen ist da der Kollege / . . . meine geplante Rückkehr am. . . “ Erst wenn es klingt, als begäbe man sich nackt ins Herz der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Finsternis, ist es drastisch genug, erst dann wird jeder verstehen, was los ist: Man ist mal kurz nicht da. Man macht Urlaub. Herrgott, ist das anstrengend.

Vor allem im Sommer, denn das ist ja der Vorzeigeurlaub, der Grand Slam der Freizeit, Sommerurlaub muss liefern. Möglicherweise haben wir diese fixe Idee von unseren Eltern übernommen, vielleicht aber auch einfach vom Duderadio. Dort wird das Mantra von der bösen Arbeit und dem tollen Urlaub jeden Tag zementiert. Die Anrufer, die Moderatoren, die Hörer im Stau singen es nonstop im Chor: Montag bäh, Wochenende hurra, Arbeit bäh, Urlaub hurra und erst recht der Sommerurlaub, hee-ey, ab in den Süden! Der Kontrast zwischen Arbeitswelt und Freiheit wird da jeden Tag verstärkt. Wozu eigentlich, wem nützt diese Propaganda? Wer es auf dem Weg zu seiner Arbeit oft genug hört, hasst selbige pflichtgemäß und setzt sich für die nächsten Urlaube irre Erlebnis-Benchmarks. Ein Teufelskreis – je mehr man den Urlaub überhöht, desto unwahrscheinlicher wird, dass er die Erwartungen erfüllt, desto schlechter erholt kommt man nach Hause, desto schneller ist die Arbeit wieder bäh. Recht bald hat einen das System so weit, dass man denkt, das Mallorca-Herumliegen, das Gran-Canaria-Wandern, das Thailand-Tingeln wäre das wahre Leben, das, wofür man arbeitet. Was dort eigentlich passiert, ist aber banal: Man schaltet sich für zehn Tage in den gleichen Urlaubsmodus wie die Geräte um einen herum. Der Urlaubsmodus ist aber auch nur das Arbeitsprogramm in einer soften, bunten und wenig belastbaren Beta-Version, massenhaft kopiert. In diesem Programm sammeln wir Auslandserfahrung, verbessern Sprachkenntnisse, optimieren Sport- und Hobby-Fähigkeiten und kurbeln den Devisenhandel an. Zurück im Büro fahren wir aus dem Standby wieder auf die Arbeitsoberfläche hoch. Wir waren nicht wirklich aus. Das Urlauben, eine Disziplin, in der wir Deutschen lange als Weltmeister galten – wir beherrschen es eigentlich nicht gut. Der größte Ausbruch besteht doch meistens darin, dass man sich schon um fünf Uhr nachmittags einen Longdrink servieren lässt oder selbst einschenkt. Da sitzt man dann und denkt von sich selbst als entschleunigter Person.

Es muss sich also etwas ändern. Nicht nur wegen der krampfhaft proaktiven Reiserei, nicht nur, weil die Studien sagen, dass sich vom fünften Tag an überhaupt erst ein vager Erholungseffekt einstellt, der dann aber im schlechtesten Fall nach drei

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wochen Büro schon wieder weg ist. Nein, wir müssen unsere Urlaubsidee überarbeiten, weil sie die letzten sechzig Jahre nicht hinterfragt wurde. Wir absolvieren ihn letztlich immer noch so wie Heinz Erhardt, mit überfülltem Kofferraum und Pepita-Ehekrach, mit einem wohldosierten Hauch Exotik und buntem letzten Abend. Eine muffige, spießige Kurzflucht. Dabei wissen wir eigentlich, was der bessere Urlaub wäre. Jeder von uns trägt ihn als vage Erinnerung in sich, als verblichenes Polaroid eines Sommers aus längst vergangener Zeit. Dieses Polaroid, es ist eine unscharfe Melange aus allen Sommerferien, in denen wir vielleicht zwischen sechs und zwölf Jahre alt waren und die Zeitläufte nur von vagem Interesse. Sechs Wochen Schulferien sind ja eine kolossale Sache, die meisten gestatten sich später nie wieder im Leben eine solche Masse undefinierter Zeit am Stück, eine Spanne, in die man nichts hineinträgt und aus der man nichts wieder mitbringen muss als sich selbst. Verpflichtungen? Zero! Man diffundierte in den Sommer, der August war wie dunkler Honig in einem sehr großen Stundenglas, die Tage, die Wochen, man konnte sie einfach vergessen. Sicher, die Eltern entführten einen vielleicht in ihren Eltern-Urlaub, zwei Wochen, in denen sie um fünf Uhr einen Longdrink für sich und ein Eis fürs Kind bestellten. Aber dann ging es zurück, in die hitzestillen Städte und Dörfer mit ihrem angezählten Gartengrün und dort war man dann endgültig: lose, frei.

Man brauchte nicht viel. Das immer gleiche Handtuch, mit dem man zum Freibad radelte, die paar Freunde, die ähnlich sommersediert neben einem trotteten und ohne Verabredung am Steg saßen, einen Fußball vielleicht, ein bisschen Taschengeld. Das Wichtigste stellte sich unbemerkt ein: goldene Langweile und ein Anflug von Ewigkeit. Nicht so sehr, wenn man sich animieren lässt, die Alpen überquert, Wellen surft, auf Lanzarote Pilates lernt und Jetski ausleiht, erfährt man etwas über sich, sondern wenn man sich gepflegt langweilt. Wir erreichen den Zustand echter Langweile später im Leben aber nicht mehr, sie hat keine Lobby, und all die Systeme, die uns umgeben, sind darauf angelegt, sie zu bekämpfen. Aber die gute Langweile der Sommerferien, die Anfang vierte Woche in der endlosen Vormittagsstille des Elternhauses einsetzte, begleitet nur vom Brummseln der Stubenfliege am Fenster, war sie es nicht, die uns wieder auf null stellte? Wäre sie nicht auch heute den komischen Verben näher, die wir jedem Urlaub andichten: runterkommen, abschalten, ausklinken? Sind damit nicht eigentlich Tage gemeint, in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

denen die größte Aufregung das Trocknen der eigenen Fußspuren am sonnenwarmen Beckenrand ist? Und zwar: richtig viele Tage, richtig viele trocknende Fußspuren?

Im Spiel gedacht – wie ließe sich dieses Sommerferiengefühl für Erwachsene wieder herstellen? Wichtig scheint die Einheit von Ort, Zeit und Handlung zu sein, was zufällig der Aristotelischen Forderung für ein gutes Drama entspricht. Aber als Kind war man eben meist an seinen Ort gebunden, man plante nicht in die Zukunft, man handelte lokal und flog immer auf Sicht. Dann die Vertrautheit der Umgebung! Erst wenn die Füße die Trampelpfade auch in der Dämmerung von alleine finden, erst wenn man eins mit der Topografie ist und alle Codes kennt, lässt sich doch ruhig ich sein.

Das bedeutet nicht, dass man in der Vision von erwachsenen Sommerferien nicht verreisen soll, aber dann bitte auch mal: irgendwo ankommen. Wir sprechen schließlich von Ferien, nicht von einer Reise, nicht von einem Trip, nicht von einem Hopping. Zwei Wochen sind für Vertrautheit an einem neuen Ort zu kurz, wir sollten dieses Format endlich aufbrechen. Vier Wochen an einen Ort! Und das die nächsten fünf Sommer! Ist nicht so ungewöhnlich, Franzosen und Italiener halten es seit jeher so. Das merkt man deren Volkswirtschaften auch an, könnte man frotzeln. Aber Amerikaner und Japaner machen so gut wie nie Urlaub und wirken wirtschaftlich auch ziemlich ausgebrannt.

Und vor hundertzwanzig Jahren waren wir urlaubsmäßig ja schon mal moderner, Stichwort Sommerfrische. Sommerfrischen hießen ursprünglich nur die Behausungen, die zu eben jenem Zweck aufgesucht wurden. Einfache Bauernstuben, kleine Häuser, schlichte Quartiere. Man begab sich dorthin, bevor der Sommer seinen Zenit erreichte, und das war das Höchstmaß an Bewegung, das man die nächsten Wochen oder Monate auf sich nahm. Der Rest ergab sich. Man fuhr nicht in die Sommerfrische, um ein anderer zu werden. Es war nicht die krasse Flucht, die heutigen Urlauben anhaftet, nicht das unbedingte Bestreben, für vierzehn Tage alles an Alltag, Klamotte, Sprache, Nachbarn hinter sich zu lassen. Nein, der Sommerfrischler blieb, wer er war, erledigte weiterhin Korrespondenz, kleidete sich weiterhin adrett, lud ein und besuchte reihum, es gab ein paar Freunde, man lernte andere kennen, ein leichter Flirt, ein bisschen Tennis. Und weil man Jahr um Jahr wiederkam, wurde aus

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dem Fremdeln des ersten Aufenthalts mit den Jahren ein geborgenes Streicheln, eine Sommerheimat.

Luftveränderung ist ein schönes Wort. Mal ehrlich, wie viel Abenteuer mehr braucht der Mensch, als dass die Luft morgens ein bisschen verheißungsvoller riecht als sonst? Und dafür reichte schon immer eine Fahrt mit dem Eilzug aus der Stadt hinaus. Weil es kein Duderadio gab, war die Arbeit damals vielleicht auch nicht ganz so verpönt. Künstler praktizierten im Urlaub einfach weiter, Fabrikbesitzer fuhren donnerstags zur Familie aufs Land und kehrten am Sonntag in die Stadt zurück, wer kein Geld hatte, half den Bauern bei der Ernte und schlief im Heu. Ziel war nicht das Ziel, sondern die verbrachte Zeit. Der vergessene Schriftsteller Ludwig Steub notierte damals: Jeder Torwart, jeder Milchmann geht aufs Land, und selbst die abgelegensten Berghöfe werden aufgesucht, um dort arkadisch zu leben und im Schatten der Holunderbüsche Trautmanns und anderer bayerischer Schriftsteller beliebteste Werke zu lesen. Ein kleines Arkadien, in dem man mit der leichten Muse im Schatten der Büsche liegt – damit ähnelt die klassischen Sommerfrische den großen Ferien in der Polaroid-Erinnerung.

Klar, jetzt muss noch der Einwand behandelt werden. Vier Wochen am Stück weg, un-mö-glich! Aber käme es nicht wenigstens auf einen Versuch an, in einer Zeit, in der unsere Arbeitsstrukturen ohnehin aufweichen und die Technik die Gartenlaube oder die Terrasse auf Mykonos notfalls kurzfristig zu einem Schreibtisch machen können? Wäre nicht jetzt genau die Zeit, eine Renaissance der Sommerfrische einzuläuten, wo die Chefs doch mit Elternzeit, Teilzeitmodellen und dem Wunsch nach Work-Life-Balance Erfahrung gesammelt haben? Wäre es nicht ein Experiment wert, sich mal zwei Drittel Jahresurlaub zu sparen und gleichzeitig den Hass auf die Arbeit zu mildern, den Stress an den Wochenenden auszuschlafen, das Fernweh zur Not mit kurzen Städtereisen zu besänftigen und dafür etwas Großes zu bekommen: einen ganzen Sommer. Den Flieder auf- und verblühen sehen. Noch besser: Das ganze dahinstampfende Land mal einen Monat runterfahren, und jeder besucht den Ort aus seinem Sommerferien-Polaroid! Das ist nicht die künstliche Insel vor Dubai, das ist viel günstiger. München, Frankfurt, Berlin – Gone Fishing! Keine schlimme letzte Arbeitswoche, weil ja alle wegfahren oder es zumindest voneinander annehmen. Wir

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kämen vielleicht nicht so knusprig braun zurück wie die Herrschaften auf dem Solarium-Plakat, aber hallo, wir hätten endlich mal das Urlaubsgefühl nicht vorgetäuscht.

Mark und Ed verändern die Welt

REVOLUTIONÄRE Mark Zuckerberg, 30, hat Facebook geschaffen - und dem US-Geheimdienst NSA die Arbeit erleichtert. Edward Snowden, 30, hat vor einem Jahr den Verfassungsbruch der NSA enthüllt. Beide ticken fast identisch

Von Johannes Gernert, taz.am wochenende/sonntaz, 14.06.2014

Zwei Jungen werden an der Ostküste der Vereinigten Staaten geboren. Der eine heißt Mark, der andere Ed. Mark wächst in einer ruhigen Seitenstraße in einem Haus zwischen hohen Bäumen auf, nahe New York, in Dobbs Ferry, von wo aus George Washington einst für die Freiheit Amerikas kämpfte. Auch Ed wächst in einer ruhigen Seitenstraße in einem Haus zwischen hohen Bäumen auf, 372 Kilometer weiter südlich, in dem Städtchen Crofton nahe Fort Meade, von wo aus eine Behörde namens NSA die Sicherheit der USA garantieren soll.

Als Mark und Ed zur Welt kommen, kaufen die Menschen in den ruhigen Seitenstraßen ihre ersten Personal Computer, graue Kisten, die aussehen wie eine Kreuzung aus Fernseher und Supermarktkasse. Als sie in der High School sind, werden immer mehr der Computer mit dem Internet verbunden. Die beiden verbringen viel Zeit vor den Rechnern. Mark programmiert Spiele, Eroberungsfeldzüge im Römischen Reich. Auch Ed fängt mit dem Programmieren an. Was sie dafür wissen müssen, bringen sie sich selbst bei, sie schauen es in Büchern nach oder im Netz.

Als Mark und Ed 29 Jahre alt sind, wird der eine erfahren, dass es den anderen gibt. Und er wird sich anschließend gezwungen sehen, den Präsidenten der Vereinigten Staaten anzurufen.

Jetzt, ein Jahr später, sind beide 30. Der eine lebt irgendwo in Russland. Wer ihn besucht, wird nachts in abgedunkelten Kleinbussen an einen geheimen Ort gebracht und lässt sich zum Beweis mit ihm fotografieren. Der andere lebt in Kalifornien in einer ruhigen Seitenstraße in einem Haus zwischen hohen Bäumen. Wer ihn besucht, kommt in die Zentrale seines Konzerns und lächelt dort in die Kameras.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mark Elliot Zuckerberg, 30, ist der Chef des größten sozialen Netzwerks der Welt. Mehr als eine Milliarde Menschen nutzen Facebook jeden Monat.

Edward Joseph Snowden, 30, ist der Urheber der größten Geheimdienst-Enthüllung aller Zeiten. Milliarden Menschen wissen seitdem, wie die National Security Agency sie überwacht.

Die Konterfeis der beiden werden auf Zeitungstitel und Plakate gedruckt, ihre Worte millionenfach verbreitet. Sie werden verehrt und angefeindet.

Mark Zuckerberg und Edward Snowden sind die zwei Gesichter des Internets in diesem Jahrzehnt. Auf der einen Seite der Erfinder eines Netzwerks, das private Beziehungen zwischen Menschen kartografiert. Auf der anderen der Mann, der zum ersten Mal öffentlich macht, dass mächtige Geheimdienste genau solche Verbindungen horten. Das Internet von Konzernen wie Facebook und Google gegen jenes von Aktivisten wie Wikileaks und Anonymous.

Aber so sehr ihre Lebenswege Mark und Ed getrennt haben, so sehr der eine nun Staatschefs die Hand schüttelt und der andere bedroht wird: Sie handeln nach den gleichen Prinzipien.

Als sie noch in Kinderwagen über Vorstadtgehwege rollen, erscheint ein Buch mit dem Titel "Hacker: Die Helden der Computerrevolution". Der Autor Steven Levy beschreibt darin, wie junge Ingenieure an der Eliteuniversität MIT in Boston mit Technik das Leben verbessern wollen. Er formuliert Grundsätze ihrer Hackerethik. Der Computer und das Internet sind für diese Ingenieure Mittel, um Schönheit zu schaffen. Und eine Welt, die von der Freiheit der Information lebt, von Transparenz, die die Mächtigen kontrolliert. Für die Hacker formuliert Levy einen eigenen Imperativ, den "Hands-on-Imperativ", den "Macher-Imperativ". Dinge tun, statt über sie zu reden.

Während Mark und Ed heranwachsen, beginnen die Ersten von einer digitalen Revolution zu sprechen. Nach dem Atomunfall von Tschernobyl waren viele Menschen skeptisch geworden, wie viel Gutes durch Technik in die Welt kommt, nun lösen Innovationen wieder Begeisterung aus. Firmen, die ein paar Jahre zuvor in kleinen Garagen gegründet wurden, werden zu Großkonzernen. Welten, die die einen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mit ihrer Tastatur erschaffen, durchmessen andere mit ihrem Joystick. Bits und Bytes werden zum Rohstoff der Zukunft.

Auch die zwei Teenager, die sich für "Star Wars" und Sammelkarten begeistern, erkennen den Wert dieses Rohstoffs.

Mit 30 haben sie mit Hilfe von Technik so viel bewegt, dass ihnen ganz schummrig werden müsste, wären sie nicht nüchterne Anhänger des Macher-Imperativs. Ingenieure des Digitalen.

In einem der Studentenzimmer an der Universität Harvard hängt eine weiße Tafel an der Wand. Mark Zuckerberg steht oft davor und betrachtet seine Ideen. Zahlen, Buchstaben, Symbole. Codes. Befehle für den Computer. Es ist der Herbst des Jahres 2003, Zuckerberg ist gerade nach Harvard gezogen. Manchmal trägt er ein T-Shirt mit einem Affen darauf und der Aufschrift "Code Monkey". Mit einem seiner Programme können Studentinnen und Studenten sehen, wer dieselben Kurse besucht wie sie.

Mark Zuckerberg studiert Psychologie. Er interessiert sich für die Verbindungen zwischen Menschen. Er denkt sie als Graphen. Linien zwischen Punkten. Einmal, er ist nicht ganz nüchtern, hackt er sich in eine Datenbank der Universität und baut eine Seite, auf der Kommilitonen gegenseitig ihre Fotos bewerten sollen. Er fliegt fast von der Uni. Dann entwirft er Thefacebook. Im Grunde bringt er nur die Jahrbücher von Harvard ins Netz, Fotos und Kurzbiografien von Studierenden. Die Sammlung von Gesichtern und Lebensläufen fasziniert die Kommilitonen, auch an anderen Universitäten. Facebook wächst.

Er programmiert nächtelang. Neben seinem Computer: Fast-Food-Müll und Flaschen. Mitstudenten erleben ihn als streng rationalen Denker, der sich ungern Grenzen setzen lässt. In einem Chat schreibt er: "Ha, ha. Also bitte, Mann, du kannst dich unethisch verhalten, aber trotzdem legal. So lebe ich mein Leben, ha, ha." Er macht einfach.

Mark Zuckerberg ist 20. Er merkt, dass seine Codezeilen das Leben von tausenden Studenten beeinflussen, überall in den USA. Nach dem ersten Jahr pflegen schon eine Million Menschen bei Facebook ihre Profile.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In einem zweistöckigen grauen Holzhaus im Städtchen Ellicott City nicht weit von Washington sitzt Edward Snowden vor einem Computer und chattet. Es ist der Herbst des Jahres 2003, Snowden ist 20 Jahre alt. Nach der Scheidung seiner Eltern ist er hierher gezogen.

Seit einiger Zeit fragt er sich, wie man seine Spuren im Netz verschleiern kann. Er surft in einem Online-Forum. Edward Snowden nennt sich dort TheTrueHOOHA. Hoo-ha kann Aufruhr bedeuten - oder ein Slangwort für Vagina. An diesem Dienstagnachmittag im Oktober 2003 will ein Forumsmitglied von ihm wissen: "Ich bin schon ein bisschen neugierig, weswegen verdammt noch mal du dich so paranoid verhältst."

"Ich will gar nicht paranoid sein, nur geschützt. Und ich frage mich, wo da die Grenze verläuft", antwortet TheTrueHOOHA.

Er überlegt, wie man den Absender einer Nachricht mit technischen Mitteln verschleiern kann. Indem man die Information so oft um die Welt leitet, bis ihr Ursprung unsichtbar wird. Madagaskar. Mekka. Kirgisien. Bulgarien. Wenn das aber am Ende nicht klappt und der wahre Absender doch irgendwie erkennbar wäre: "Das wäre übel. Das wäre richtig übel."

Warum das übel wäre, schreibt er nicht. Stattdessen, es ist Abend geworden, erzählt er ein wenig von sich: Er sei ein von Microsoft zertifizierter Systemingenieur ohne Abschluss. "Sprich: arbeitslos."

Edward Snowden hat nie bestritten, dass er TheTrueHOOHA war. Es gibt ein Profilfoto, das einen jungen Mann zeigt, der verstörend verletzlich von unten in die Kamera heraufschaut. Blass, ein hageres Gesicht, die blonden Haare mit etwas Stylinggel zu Strähnchen verwuschelt.

Edward Snowden hat aber auch nie bestätigt, TheTrueHOOHA gewesen zu sein. Das könnte daran liegen, dass dieser in Chats andere auch mal als "beschissene Minderbemittelte" beschimpfte, über Muslime lästerte und kommentierte, Whistleblowern müsse "in die Eier geschossen werden". Immer aber pries TheTrueHOOHA die Freiheit und die Verfassung der Vereinigten Staaten. Wie Edward Snowden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als Zuckerberg in Harvard Facebook entwirft, meldet sich Snowden bei der Armee. Er will die Freiheit auch in den Irak bringen, bricht sich aber schon beim Training beide Beine und gibt auf. Kurz arbeitet er als Sicherheitsmann, dann bekommt er eine Stelle als Techniker bei der CIA. Er ist ein Patriot, der denkt, dass Geheimdienste die Freiheit schützen. Seine internationale Karriere beginnt.

Im Mai 2007 joggt Mark Zuckerberg in wenigen Schritten auf eine Bühne in San Francisco. Sein Netzwerk hat 24 Millionen Mitglieder. 100.000 neue jeden Tag. Er trägt blaue Badeschlappen, ausgebeulte Jeans und eine Fleece-Jacke. "Heute", sagt Zuckerberg, "starten wir zusammen eine Bewegung." Er ist nervös, seine Mundwinkel zucken.

Ab jetzt erlaubt er anderen Firmen, Programme zu schreiben, die direkt für sein Facebook-Internet gemacht sind. Spiele zum Beispiel, die nur dort funktionieren - eines der bekanntesten wird "Farmville" heißen. Es ist ein Akt der Öffnung: Am Wachstum seines Netzwerks sollen sich alle mit ihren Ideen beteiligen.

"Das ist der soziale Graph. Er verändert die Welt", sagt Mark Zuckerberg. Der soziale Graph. Linien, die die Menschenpunkte verbinden. Linien, die Freundschaft bedeuten können. Ein Gespräch auf einer Party. Oder nur einen Klick auf ein Bild im Facebook-Profil. Genau die Linien, die auch die NSA nutzen will.

Die Öffnung, die Mark Zuckerberg verkündet, leitet eine Abschottung ein. Je mehr Spiele, Nachrichten oder Bilder Menschen auf Facebook finden, desto weniger surfen sie durch den Rest des Netzes. Offener werden dabei vor allem Facebooks Datenschatzkammern - für die Entwicklerfirmen, die mit passgenauen Anwendungen Geld verdienen wollen. Zuckerberg betont, dass Informationen frei sind, während er sie eigentlich gefangen nehmen will. Sein Macher-Imperativ beginnt stur den Interessen eines Unternehmens zu dienen, das gerade zum Weltkonzern wird.

Ein Jahr zuvor hat Mark Zuckerberg den News Feed eingeführt. Jedes Facebook-Mitglied bekommt seitdem angezeigt, was die anderen schreiben, welche Fotos sie hochladen. Der Shitstorm war unglaublich. Mit der analytischen Kühnheit eines Programmierers hat Zuckerberg festgestellt, wie sich der Protest gegen den News Feed verbreitete - über den News Feed. Er kann dieses mächtige Instrument auf

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

keinen Fall aufgeben. Er gesteht den Nutzern lediglich zu, bestimmte Informationen privat zu halten. Ein Aushandlungsprozess zwischen Zuckerberg und den Facebook-Mitgliedern setzt ein, der bis heute anhält.

Die Leute beginnen zu spüren, wie ihre Faszination für die Bilder, für das Leben der anderen, schaden kann. Den Ersten wird wegen Kommentaren auf Facebook der Job gekündigt.

Aber zur gleichen Zeit bestärken Schlagzeilen von Facebook-Revolutionen in Tunesien und Ägypten und vom Facebook-Präsidenten in den USA Zuckerbergs Glauben, dass der Code die Welt besser machen kann.

Es ist nicht bekannt, ob Edward Snowden jemals ein Konto bei Facebook hatte. Es ist eher unwahrscheinlich.

2007 geht Snowden für die CIA nach Genf. Er bekommt mit, wie Undercoveragenten einen neuen Informanten anwerben: Sie animieren einen betrunkenen Banker, mit dem Auto nach Hause zu fahren. Die Polizei erwischt ihn. Daraufhin helfen die Agenten dem Banker - damit er später für sie arbeitet.

Ewen MacAskill denkt, das könnte der Moment gewesen sein, als Snowdens Skepsis gegenüber den Geheimdienste einsetzte. MacAskill, 62 Jahre alt, ein Verteidigungsexperte der britischen Zeitung The Guardian, war einer der drei Menschen, die Snowden vor einem Jahr in seinem Hotelzimmer in Hongkong befragten und aus seinem Material die ersten Geschichten gewannen. "Am wohlsten hat er sich immer gefühlt, wenn er über IT-Fragen sprach", sagt MacAskill mit seinem schweren schottischen Akzent am Telefon, "über Computer, über NSA-Programme. Diese Welt interessiert ihn. In dieser Welt lebt er." Im Hintergrund ist das Murmeln aus dem Newsroom des Guardian in London zu hören.

2009 zieht Snowden für einige Monate nach Japan. Er arbeitet für die NSA, ist aber offiziell bei deren Dienstleister, dem IT-Konzern Dell, angestellt. Im selben Jahr beginnt der Geheimdienst Daten von Facebook für sein Überwachungsprogramm Prism zu nutzen. Edward Snowden schreibt sich für einen Online-Kurs an der University of Maryland ein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Einen Abschluss macht er nie. Auch Mark Zuckerberg hört in Harvard einfach auf.

Es ist das Selbstbewusstsein einer Generation von Programmierern, die sich fortbilden, indem sie sich durch Netzforen klicken. Oder indem sie herausfinden, wie etwas geht. Als sie um die Jahrtausendwende damit anfangen, wird Google gerade erst gegründet, die Konzerne haben sich das Internet noch nicht aufgeteilt, und die NSA nimmt sich noch nicht alle Daten, die sie bekommen kann.

Nach dem 11. September wird es für diese neuen Ingenieure deutlich einfacher, Karriere bei den Geheimdiensten zu machen. Besonders die NSA hat den Eindruck, dass sie etwas versäumt hat. Die Regierung Bush erweitert daraufhin deren Macht. Der Dienst stellt in den folgenden Jahren tausende neue Mitarbeiter ein - auch Snowden.

"Es war eine seltsame Welt - da liefen all diese Kids über die Flure mit den absurdesten Haarfarben", erinnert sich ein ehemaliger NSA-Direktor im Magazin Rolling Stone.

Es kann sein, dass Edward Snowden in den NSA-Büros auf Hawaii deshalb nicht auffiel mit dem schwarzen Hoodie, der das Logo der NSA als Überwachungskonzern karikiert. So beschrieb ihn ein Kollege oder eine Kollegin von damals anonym dem Magazin Forbes. Snowden habe immer eine Verfassung auf dem Schreibtisch gehabt, um daraus zu zitieren, wenn die NSA dagegen verstieß. "Der Junge war selbst unter Genies ein Genie", erzählt er oder sie. Weshalb die Vorgesetzten ihm so weitgehende Zugänge erteilten. "Wenn du da einen Typen hast, der etwas kann, was niemand kann, und das einzige Problem besteht darin, dass sein Hausausweis grün ist und nicht blau, was machst du da?"

Wenn man auf den Seiten von Facebook und NSA Videos für Bewerber ansieht, merkt man: Beide wollen ähnliche Menschen. Ein NSA-Video trägt den Titel "Crazy smart" und wirkt, als wäre es vom Diversity-Beauftragten persönlich gedreht worden. Mehrere Frauen erzählen von ihren Jobs. Ein Mann mit gezwirbeltem Schnurrbart und Irokesenschnitt in Grau und Rosa redet von Programmiersprachen, während sein schwarzer Kollege Notizen macht. Auch Facebook wirbt um Frauen, stellt Mitarbeiter aus Afrika vor und Blinde.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Realität aber hat Google gerade erst mit einigen wenigen Zahlen beschrieben. 70 Prozent der Beschäftigten des Suchmaschinenkonzerns sind Männer. 61 Prozent der Angestellten in den USA sind weiß. Das Internet wird gestaltet von Menschen wie Mark Zuckerberg und Edward Snowden. Bei Facebook oder bei der NSA. Sie probieren aus, testen Grenzen. Machen - und schauen, was passiert.

Sie halten sich vor allem an die Regeln, die sie selbst aufstellen.

2012 ist ein entscheidendes Jahr für Mark Zuckerberg und Edward Snowden. Snowden lädt im April die ersten NSA-Dokumente herunter. Der Facebook-Chef muss Investoren werben. Im Mai soll es an die Börse gehen, ein Schritt, den er so lange wie möglich hinausgezögert hat. Weil er damit Macht aus der Hand gibt.

Facebook ist unter dem Druck Geld zu verdienen längst ein Netz des Werbens geworden. Alle werben um Beachtung, um "Likes". Welche Nutzer dabei was zu sehen bekommen, entscheidet Facebook mit immer wieder veränderten Algorithmen. Es verkauft Aufmerksamkeit. Je mehr die Facebook-Ingenieure über ihre Mitglieder wissen, desto besser verstehen sie, wann Nutzer aufmerksam werden.

Im Gegensatz zu vielen anderen Gründern von Internetkonzernen hat Zuckerberg es geschafft, bis jetzt die Kontrolle zu behalten. Er will sie auch nach dem Börsengang sichern, mit einer Stimmenmehrheit von 57 Prozent. Ende Mai läutet er mit einer Glocke den Handel an der New Yorker Börse ein. Facebook gehört nun den Aktionären.

Es ist wohl so, dass Mark Zuckerberg seine Ethik in den Momenten am Stärksten betont, in denen er sie am meisten verrät. In einem Brief an die Aktionäre schreibt er von dem, was er "The Hacker Way" nennt. Es klingt nach den Prinzipien, die der Autor Steven Levy 1984 formuliert hat. Der naive, aber unverbesserliche Glaube, dass die Welt sich reparieren lässt, wenn die Programmierer nur genug Updates machen können.

Es sei ein Ansatz, schreibt Zuckerberg, der ständige Verbesserung und Wiederholung verlange: "Hacker glauben, dass etwas immer noch besser werden kann, dass es niemals vollständig ist. Sie müssen es nur regeln - und sich dabei oft gegen

Leute durchsetzen, die das für unmöglich halten oder die mit dem Status quo zufrieden sind." "Fix it", schreibt Zuckerberg.

Snowden hat nach seinen Enthüllungen zu einem Journalisten der Washington Post gesagt: "Wenn man es also aus einer Ingenieursperspektive betrachtet, eine Perspektive, die auf Versuche und Wiederholungen setzt, dann ist klar, dass es besser ist, etwas zu tun, als nichts zu tun." In einer Videobotschaft spricht er davon, die Technikcommunity könne unser Recht auf technische Standards durchsetzen. "Fix things", sagt Snowden.

Beide sprechen von einer Mission, die sie erfüllen wollen. Für Zuckerberg heißt sie: Make the world more open und connected. Es deutet viel darauf hin, dass er wirklich denkt, dass die Welt immer besser wird, je mehr die Menschen teilen. Deshalb zwingt er sie manchmal regelrecht dazu. Er richtet den Macher-Imperativ danach aus, wann sich damit am meisten Geld verdienen lässt.

Snowden sagt in der Washington Post, seine Mission sei erfüllt: "Ich wollte der Gesellschaft die Möglichkeit geben, zu entscheiden, ob sie sich ändern will." Für ihn steht die Freiheit des Einzelnen über allem. Er bindet den Macher-Imperativ an die Verfassung.

Ende August 2012 geht Mark Zuckerberg über den dunklen Asphalt des Facebook-Campus, dem er die Adresse Hacker Way 1 gegeben hat. Die Sonne scheint, der Himmel ist azurblau. Junge Leute kreuzen den Weg. Zuckerberg geht so überaus ernsthaft gerade, dass es fast aussieht, als würde er sich selbst karikieren. Er trägt ein graues Shirt, Jeans und Sneakers. Seit einigen Jahren ist das seine Arbeitsuniform, die Schlappen sind weg.

Der Kurs der Facebook-Aktie ist abgestürzt. Überall auf der Welt laufen Prozesse oder Beschwerden, weil Mitglieder den Eindruck haben, ihre Privatsphäre werde verletzt, ihre Daten würden unrechtmäßig verkauft.

Zuckerberg spricht auf dem Hügel von seiner Mission

Zuckerberg schreitet den Campus ab. Hin und zurück. Er geht gern spazieren, wenn er nachdenkt. Er hat viele Leute, die er anstellen wollte, erst auf Spaziergänge

auf die umliegenden Hügel mitgenommen. Wenn er oben war, hat er ihnen von seiner Vision erzählt, von seiner Mission.

Er soll sich das von Steve Jobs abgeschaut haben, dem Apple-Gründer. "Danke, dass du mir gezeigt hast, dass man mit dem, was man errichtet, die Welt verändern kann", schrieb er zu dessen Tod.

Zuckerberg hat eine eigene Online-Welt errichtet, mit der seine Softwareentwickler ständig neue Dinge ausprobieren. Alles wird verwertet, um die passendsten Anzeigen zu schalten. Man weiß nie, wofür man die Daten noch brauchen kann, sagen die Ingenieure. Es erinnert an: Collect everything. An die NSA.

Edward Snowden wohnt zu dieser Zeit mit seiner Freundin auf Hawaii, in einem grauen Haus mit Garage und Rasen. Sie sind seit etlichen Jahren zusammen.

Die Freundin langweilt sich manchmal, weil er häufig weg ist und oft am Computer. Sie übt Pole-Dancing, das Tanzen an der Stange, und fotografiert sich. An einem Abend im Dezember 2012 fährt er mit ihr nach Honolulu. Sie haben eine Videokamera dabei. In einem Möbelladen treffen sie Runa Sandvik, eine junge, blonde Frau mit freundlichen Sommersprossen, die mit ihrem Job beim Tor-Projekt das anonyme Surfen im Netz ermöglichen will. Snowden hat sie zu einem Vortrag eingeladen. Etwa 20 Leute sind gekommen. Snowden wird erzählen, wie man Festplatten oder USB-Sticks sicher verschlüsselt. Seine Freundin filmt. Als Sandvik ihn fragt, wo er arbeitet, sagt er: "Dell". Mehr nicht. Sie spürt, dass er nicht möchte, dass sie genauer nachfragt.

"Er war ein großer Fan von Tor. Er kannte sich unglaublich gut damit aus", sagt Runa Sandvik am Telefon. Anfangs hatte Snowden ihr geschrieben, weil sie ihm Tor-Aufkleber schicken sollte. Ein Tor-Sticker klebt auf dem Laptop, mit dem er nach den Enthüllungen fotografiert wurde.

Edward Snowden glaubt, dass die Stärke des Internets darin besteht, dass man sich nicht zeigen muss, wenn man nicht möchte. Mark Zuckerberg glaubt, dass es besser wird, wenn alle ihr wahres Gesicht offenbaren.

Er versucht, Masken im Internet abzuschaffen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Snowden hat gezeigt, was sie ermöglichen. Im Dezember 2012 wendet er sich als "Cincinnatus" mit anonymer E-Mail-Adresse an Glen Greenwald, den ehemaligen Bürgerrechtsanwalt und Kolumnisten des Guardian. Er bittet ihn, das Verschlüsselungssystem PGP zu installieren, damit sie geschützt mailen können. Greenwald hat zu viel zu tun und vergisst die Sache wieder.

2013 ist das Jahr, in dem Mark Zuckerberg etwas Politisches tut. Er gründet eine Initiative für mehr Zuwanderung von Hochqualifizierten. "Tell Congress to fix our broken system in 2014", heißt es auf der Homepage. Fix it.

Edward Snowden hat mittlerweile die Dokumentarfilmerin Laura Poitras kontaktiert, die sich mit Verschlüsselung besser auskennt. Sie spricht Greenwald noch einmal an.

Am 20. Mai verschwindet Snowden. Seinem Arbeitgeber erzählt er, er müsse sich wegen Epilepsie untersuchen lassen. Er fliegt nach Hongkong und wartet im noblen Mira Hotel auf die Journalisten. Er hat tausende Dokumente auf verschiedenen Speichersticks dabei, sauber sortiert in Ordner und Unterordner.

Am Wochenende des 1. Juni landen Glen Greenwald, Laura Poitras und Ewen MacAskill für den Guardian in Hongkong.

MacAskill hat Snowden stundenlang interviewt. Aber er konnte nicht begreifen, warum dieser Mann bereit war, sein Leben aufzugeben. "Würde jemand zu mir sagen: Die Russen wollen Großbritannien einnehmen. Dann empfände ich eine patriotische Pflicht, mich dem entgegenzustellen", sagt Ewen MacAskill. Aber Snowden sprach immer nur von der Freiheit des Internets, die gefährdet war. "Ich hab das damals nicht kapiert. Ich kapiere es jetzt. Massenüberwachung ist unsichtbar", sagt der Journalist.

Damals, vor einem Jahr, hat er sich gewundert, warum Snowden vier Laptops hatte. Jetzt nutzt er selbst drei. Einen, der nie ins Internet geht. Einen für verschlüsselte Chats. Und einen normalen.

Edward Snowden lebt wie eine Hauskatze

Am Donnerstag, den 6. Juni, erscheint Glen Greenwalds und Ewen MacAskills Geschichte über Prism, das Programm, mit dem die NSA Informationen von Facebook

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und etlichen anderen Internetunternehmen abgreifen soll. Es ist der Moment, in dem Millionen wieder einmal klar wird, das Mark Zuckerbergs soziales Netzwerk ein Teil der Arbeit der Geheimdienste macht.

Einen Tag nachdem der Artikel veröffentlicht wird, wendet sich Mark Zuckerberg persönlich an die Welt: "Facebook hat der Regierung nie Zugang zu seinen Servern ermöglicht und tut das auch nicht."

Im März 2014 schreibt er auf seiner Facebook-Seite: "Ich habe Präsident Obama angerufen, um ihm zu sagen, wie frustriert ich bin, weil die Regierung unser aller Zukunft beschädigt."

Wenn man die Presseabteilung von Facebook fragt, was Mark Zuckerberg wohl von Edward Snowden hält, lacht am anderen Ende der Leitung jemand.

Wenn man Snowdens Anwälten schreibt, um zu fragen, was er wohl von Mark Zuckerberg hält, antworten sie, man könne da gerade leider nicht helfen.

Kürzlich hat Facebook wieder Zahlen vorgelegt. Im ersten Quartal 2014 lagen die Werbeerlöse 82 Prozent höher als ein Jahr zuvor. Mark Zuckerberg will jetzt die nächsten 5 Milliarden Menschen zu Facebook holen. Er weiß, dass viele dafür erst einmal Internet brauchen. Ein Internet, das er mit Facebook enger gemacht hat. Konzerne bezahlen darin für Aufmerksamkeit, Geheimdienste überwachen.

Edward Snowden sitzt jetzt irgendwo in Russland. Er lebe wie eine Hauskatze, sagt er. Er chattet viel. Er schaut "The Wire", die US-Serie über Polizeiüberwachung. Sie spielt in Baltimore, ganz in der Nähe ist er aufgewachsen. In die USA gelangt er nur noch per Video. Die Daten laufen dann über sieben Umleitungen, damit keiner nachvollziehen kann, wo er sich aufhält. So spricht er im März auf einem Festival in Texas. Es brauche eine politische Antwort auf die Enthüllungen und eine technische, stellt er fest. "Die Entwickler können uns mit ihren Lösungen schützen", sagt Edward Snowden, der Ingenieur.

Er hat noch Hoffnung, dass sie es einfach machen.

Johannes Gernert, 34, sonntaz-Redakteur, macht selten einfach und überlegt immer erst mal, bis es zu spät ist

Schreien Fische stumm?

Tiere soll man nicht quälen. Weil auch sie den Schmerz spüren. Aber wo fängt das an? Über die Rechte von Tieren wird seit Jahren immer heftiger gestritten. Dabei wissen wir nicht einmal, was Schmerzen wirklich sind. Vorspann

Von Jörg Albrecht, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14.09.2014

Ein einziges Mal in meinem Leben habe ich einen Fisch gefangen. Es war in Norwegen, ich saß mit einer geliehenen Angel am Fjord, und da war es passiert: Ein Barsch hatte sich festgebissen, kaum größer als der Blinker, an dem er hing. Ihn vom Haken zu lösen gelang mir nicht, also habe ich ihn erschlagen. Mit der Kante meines Schuhs, was anderes hatte ich nicht dabei.

Im selben Urlaub habe ich ein Eichhörnchen überfahren. Im Rückspiegel sah ich noch, dass sich sein buschiger Schwanz wie irre drehte. Das war ein Unfall. Das andere war vorsätzlicher Mord.

Kann man das so sagen? Fische werden von Hochseetrawlern in Schleppnetzen gefangen, tonnenweise an Bord gehievt, viele von ihnen ersticken. Unter Deck läuft ein Fließband, an dem sie der Reihe nach aufgeschlitzt werden, von Betäubung ist keine Rede. In Aquakultur werden Lachse wie Schweine gemästet, aber weniger rücksichtsvoll geschlachtet; man legt sie auf Eis, damit sie weniger zappeln. Man kann das Töten von Fischen auch als Sport betreiben: Fünf Millionen Deutsche ziehen in ihrer Freizeit Karpfen, Brassen, Forellen an Land, kein Gesetz verbietet das. Die Fische selbst geben keinen Laut, sie quieken nicht wie Ferkel beim Kastrieren. Ihr Gesichtsausdruck sagt uns ohnehin nichts.

Angler und Fischereifachleute sind sich einig: Fische kennen keinen Schmerz. Sie merken es kaum, wenn sich ein spitzer Gegenstand in ihren Schlund bohrt, und wenn doch, dann haben sie es drei Sekunden später vergessen. Wenn Fische an der Angel kämpfen, dann aus bloßem Instinkt, nicht anders als der Köder, der sich am Haken windet. Fische sind Kaltblüter, stehengeblieben auf einer niederen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Entwicklungsstufe. Wo kein Bewusstsein ist, da gibt es keine Folter. Denn Folter wäre es, wenn man einen Menschen, einen Affen, eine Katze oder einen Hund am Gaumen aufspießen und wie beim "water boarding" unter Wasser ziehen würde, wo er qualvoll ersticken müsste.

"No brain, no pain." Nehmen wir an, das stimmt. Wo liegt dann die Grenze des Zumutbaren? Über das Schicksal von Amöben machen wir uns keine Gedanken, auch nicht über das Wohlergehen simpler Mehrzeller wie den Schwämmen. Aber als der Schauspieler Til Schweiger unlängst eine Qualle im Mixer zerhäckselte, kam das schlecht bei seinen Fans an.

Quallen besitzen zwar rudimentäre Sinneszellen und ein diffuses neuronales Netz. Aber Leidensfähigkeit attestieren wir den Nesseltieren normalerweise nicht. Plattwürmer verfügen bereits über Nervenstränge und empfindliche Sinnesorgane, doch niemand bekommt Gewissensbisse, wenn er einen Bandwurm vergiftet. Anders sieht das schon bei den Mollusken aus; wer schneidet gern eine Schnecke entzwei, selbst wenn sie noch so viel am Salat nagt? Eine Mücke dagegen zerquetschen wir ohne Reue, obwohl sie zum Stamm der Arthropoden gehört, die erstaunliche Leistungen vollbringen.

Hummer beispielsweise, vom Unterstamm der Krebstiere, wachsen ein Leben lang, wobei sie ihren Panzer immer wieder erneuern. Vor der Küste Yorkshires hat man Exemplare gefangen, deren Alter auf siebzig Jahre geschätzt wurde. Mit ihren Sinneshärchen spüren sie taktile Reize ebenso gut, als wenn sie eine dünne Haut besäßen. Sie registrieren Unterschiede in der Wassertemperatur von einem oder zwei Grad Celsius und richten danach ihre Wanderungen am Meeresgrund aus. Man könnte Hummer als sensibel betrachten. Wenn da nicht die Sache mit dem Kochtopf wäre.

Der Schriftsteller David Foster Wallace wurde einmal von der Redaktion eines Feinschmeckermagazins beauftragt, seine Eindrücke von einem Hummerfestival zu schildern, das alljährlich an der Küste von Maine stattfindet. Dort landen an einem einzigen Wochenende an die 25 000 Pfund frisch gefangener Lobster im größten Hummerkochtopf der Welt. Wallace begann, sich Gedanken zu machen. Ist es in Ordnung, so fragte er die Leser, ein mit Sinnen ausgestattetes Wesen lebendig zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kochen, nur um bestimmte kulinarische Vorlieben zu befriedigen? Ist die Frage überhaupt angebracht? Und was heißt in diesem Zusammenhang "in Ordnung"?

Volkes Meinung lieferte der Taxifahrer: "Dem Hummer fehlt einfach ein Gehirn, wie wir es haben." Womit er nicht ganz falsch lag: Hummer besitzen kein zentralisiertes Denkorgan, sondern eine Art neuronale Strickleiter, die sich zu mehreren Nervenknotten, den Ganglien, bündelt. Das ist ein gemeinsames Merkmal aller Gliederfüßer, zu denen neben den Krebsen so unterschiedliche Organismen wie Insekten, Spinnen und Skorpione zählen. Gemeinsam stellen sie rund achtzig Prozent aller heute existierenden Tierarten. Keine von ihnen wäre nach dieser Definition imstande, Qualen zu empfinden. Als Beweis dient Zoologen alter Schule unter anderen die Gottesanbeterin, die ihren Partner lebendig verschlingt, während der noch seelenruhig weiter kopuliert.

Allerdings ist es nicht so, dass der Hummer es nicht merkt, wenn er in kochendes Wasser getaucht wird. So apathisch er nach langem Transport auch sein mag - in diesem Moment erwacht er zu ungeahntem Leben. Ein ungeübter Koch hat Schwierigkeiten, ihn überhaupt in den Kochtopf zu bekommen. In der Praxis verhindert nur ein schwerer Deckel, dass er wieder herausklettert. Erfahrungsgemäß dauert es eine halbe Minute, bis das Kratzen und Rumoren aufhört. Eine vermeintlich humanere Methode besteht darin, dem Hummer ein scharfes Messer zwischen die Stielaugen zu rammen; aus biologischer Sicht ist das wenig hilfreich, denn er besitzt ja nicht nur ein Ganglion, sondern insgesamt fünf davon.

In Deutschland ist zur Tötung eines Hummers nur die Kochmethode erlaubt, und zwar mit dem Kopf voran. Profiköche in aller Welt schneiden ihn vorher in Stücke und garen nur Scheren und Schwanz. Französische Hausfrauen schwören, dass ein Hummer saftiger bleibt, wenn man ihn mit kaltem Wasser aufsetzt und langsam zum Sieden bringt. Dass er sich dann friedlicher verhält, wie der Frosch, der angeblich erst zu spät bemerkt, wie man ihm einheizt, ist auch nur eine Legende. Tröstlich immerhin zu wissen: Das schrille Pfeifen, das beim Hummerkochen manchmal aus dem Kochtopf dringt, ist nicht sein Todesschrei, wie Hummerfreunde glauben, sondern rührt von dem Salzwasser her, das in seiner Karkasse eingelagert ist und in kleinen Dampfexplosionen austritt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

David Foster Wallace war zunehmend irritiert, als er über diese Dinge nachdachte. Hummer besitzen zwar kein Gehirn, aber immerhin Nozizeptoren. Das sind freie Nervenendigungen, die dafür sorgen, dass ein Organismus spürt, wenn sein Gewebe mechanisch, thermisch, chemisch oder sonstwie geschädigt wird (daher auch der Name, der sich vom lateinischen Verb "nocere", schaden, ableitet). Nozizeptoren sind im Tierreich weit verbreitet. Auch beim Menschen finden sie sich überall, außer im Gehirn und in der Leber, was zum Teil erklärt, warum diese Organe keinen Schmerzreiz senden.

Wird ein Nozizeptor erregt, setzt das Botenstoffe frei, die das Signal weiterleiten. Dabei handelt es sich zunächst nur um einen Reflex, der beim Menschen über das Rückenmark ans Stammhirn vermittelt wird und beispielsweise dazu führt, dass wir die Hand blitzartig zurückziehen, wenn wir eine glühende Herdplatte anfassen.

So ähnlich, heißt es, funktioniert das bei den allermeisten Tieren. Aber können wir uns da sicher sein?

Am ganzen Leib verbrüht zu werden wäre für Menschen unerträglich. Der Schock würde eine Notreaktion auslösen. Körpereigene Morphine blockieren bei extremen Verletzungen die Weiterleitung des Schmerzreizes ans Gehirn. Hummer besitzen diesen Schutzmechanismus nicht.

Daraus könnte man theoretisch ableiten, dass sie unsagbar leiden. Wahrscheinlicher - und im Sinne einer höheren Gerechtigkeit auch zu hoffen - ist, dass sie den Schmerz zwar registrieren, aber damit keine Emotionen verbinden.

Die unbewusste "Nozizeption" eines Schmerzes unterscheidet man auf herkömmliche Weise von der "Perzeption", also der gezielten Wahrnehmung. Beim Menschen spielt sich letzteres im Neocortex ab, dem - entwicklungsgeschichtlich gesehen - jüngsten Teil der Großhirnrinde. Aber anatomisch exakt lässt sich das Erleben von Schmerz nicht einkreisen. Es sind, wie immer bei der Verarbeitung von Sinnesreizen, auch andere Hirnregionen beteiligt. Hirnforscher sprechen heute von einer "Schmerzmatrix", die sich individuell ausbildet. Das würde immerhin erklären,

warum manche Menschen bei gleichem Input starke Schmerzen empfinden, andere nur schwache und manche gar keine.

Der Mensch ist ein Wirbeltier, der Hummer ein Arthropode. Anatomisch liegen Welten dazwischen. Beide Organismengruppen sind unabhängig voneinander vor rund fünfhundert Millionen Jahren im Kambrium entstanden. Der Bauplan der Gliederfüßer ist von unserem so verschieden, dass sie genauso gut von einem anderen Planeten stammen könnten. In der Science-Fiction-Komödie "Men in Black" gelangt aus den Tiefen des Universums eine besonders bösartige Riesenkakerlake zur Erde. Der Regisseur wird gewusst haben, warum er eine Schabe nahm und keinen Frosch.

Für die Rechte von Kakerlaken geht niemand auf die Straße. Man kann an ihnen Tierversuche durchführen, ohne dass die Ethikkommission vor der Tür steht. Eine Übung für angehende Physiologen besteht darin, das Insekt mit Stecknadeln zu fixieren. Kopf und Beine werden abgetrennt, sämtliche Eingeweide entfernt, mit Ausnahme des Herzens, das zu guter Letzt mit Salzlösung, Nikotin und anderen Substanzen traktiert wird, bis es aufhört zu schlagen. Viel bleibt danach von der Kakerlake nicht übrig. Aber das, was übrig bleibt, versucht anschließend, ähnlich wie der Hummer im Kochtopf, hektisch davonzukrabbeln. Der isolierte Kopf der Schabe reagiert noch am nächsten Tag auf äußere Reize.

"Kakerlaken sind einfach nicht wie wir", sagt die amerikanische Entomologin May Berenbaum, die an der University of Illinois in Urbana-Champaign jahrelang einen Kurs zum Thema "Insects and People" veranstaltet hat. Dasselbe kann man von Hummern behaupten. Und von Moostierchen, Kratzwürmern, Bauchhärlingen oder allen sonstigen Tierstämmen, die ohne einen Stützapparat im Rücken und einen zentralen Nervenstrang auskommen. Das sind 96 Prozent aller heute lebenden Arten. Nur vier Prozent gehören zum Unterstamm der Wirbeltiere. Von denen sind wiederum die Hälfte Fische.

Unsere "schuppigen Freunde", wie sie von Anglern gern genannt werden, sind ziemlich enge Verwandte. Empfinden sie vielleicht nicht doch so ähnlich wie wir?

Fische leben im Wasser. Sie nehmen die Welt auf andere Weise wahr. Aber sie nehmen sie außerordentlich präzise wahr. Der australische Verhaltensforscher Culum

Brown hat kürzlich in einem Aufsatz zusammengefasst, zu welchen kognitiven Leistungen Fische imstande sind. Die meisten von denen, die im Flachwasser leben, sehen farbig. Der Goldfisch zum Beispiel unterscheidet Violett von Blau, Grün und Orange. Von Guppies, Buntbarschen und Stichlingen weiß man, dass sie ultraviolette Strahlung erkennen. Riffbarsche und andere Spezies orientieren sich außerdem an polarisiertem Licht. Fische sind generell weitsichtig, ihre Sehschärfe ist nicht schlechter als die des Menschen.

Auch chemosensorisch sind sie uns nicht unterlegen. Geschmacksknospen tragen Fische nicht nur im Mund, sondern darüber hinaus auf den Lippen, den Barteln oder den Flossen, manchmal sind sie über den gesamten Körper verteilt. Welse, die am Boden gründeln, können ihre Nahrung aus fünf Metern Entfernung schmecken. Der Geruchssinn von Haien ist so hoch entwickelt, dass sie bestimmte Substanzen noch in milliardenfacher Verdünnung wahrnehmen. Aale und Lachse prägen sich den Geruch ihrer Heimatgewässers ein und finden über große Entfernungen und Jahre später zurück. Der Geschmack dient auch zur Verständigung untereinander: Zwei Drittel aller Süßwasserfische sind imstande, Alarmstoffe freizusetzen, mit denen sie sich gegenseitig vor Gefahren warnen.

Fische sind, anders als das Sprichwort sagt, keineswegs stumm. Fische erzeugen Töne, indem sie mit den Zähnen knirschen. Oder indem sie verschluckte Luft durch die Analöffnung ausstoßen. Die Schwimmblase dient als Resonanzraum. Taucher wissen, dass es unter Wasser nur so klickt und grunzt und knurrt. Die Fische selbst nehmen die Geräusche über das Innenohr, hauptsächlich aber durch ihr empfindliches Seitenlinienorgan wahr. Dabei handelt es sich um Poren, die mit Haarsinneszellen bestückt sind und feinste Strömungen und Schwingungen erfassen. Manche Fische setzen ihr Seitenlinienorgan auch ein, um sich an elektrischen oder geomagnetischen Feldern zu orientieren.

Fische besitzen demnach ein ganzes Repertoire an Sinnen, die nicht weniger oder sogar mehr Informationen liefern, als Landwirbeltieren zur Verfügung stehen. So stellt sich bloß noch die Frage: Was fangen sie damit an?

Ihr gleichgültiger Blick verrät nichts. Doch jüngere Untersuchungen haben gezeigt, dass sie sehr wohl differenzieren, was sie sehen. Elritzen betrachten mit dem

linken Auge vorzugsweise Individuen, die ihnen vertraut sind, während sie das rechte Auge auf mögliche Feinde richten. Regenbogenfische entscheiden sich auf ähnliche Weise für die Position, die sie im Schwarm einnehmen. Emotionen spielen in ihrem Leben offenbar eine Rolle.

Uns ist das ziemlich egal. Davon erzählt das bekannte Lied von der Forelle: In froher Eile zieht sie vorbei, der Fischer sieht es mit kaltem Blut. Angler erzählen viel und gern von der Raffinesse, die nötig sei, einen Fisch an den Haken zu locken. Doch wenn er angebissen hat, gestehen sie ihm höchstens noch die Gefühle eines Regenwurms zu. Würde er Schmerzen im Maul spüren, würde er nicht so energisch an der Leine ziehen, sagen sie; ein wütender Bulle, den man am Nasenring packt, würde schließlich auch im Handumdrehen zahm. Mit dem Fischgedächtnis sei es ebenfalls nicht weit her, was man allein schon daran sehen könne, dass die Beute, die ein Angler vorschriftsgemäß zurücksetzen muss, wenn sie noch nicht das vorgeschriebene Maß erreicht hat, am nächsten Tag sofort wieder da sei.

Untersuchungen haben freilich gezeigt, dass Hechte, die häufiger als einmal am Haken hingen, mindestens ein Jahr lang einen großen Bogen um die Stelle machten, an der es sie erwischt hatte. Es gibt andere Beispiele. Regenbogenfischen kann man beibringen, durch das Loch in einem Netz zu schlüpfen, mit dem man sie fangen will. Daran erinnern sie sich auch zwölf Monate später noch - bemerkenswert für ein Lebewesen, das gerade mal zwei Jahre alt wird.

Man braucht nicht einmal wissenschaftliche Expertise, um an ein Langzeitgedächtnis von Fischen zu glauben. Jeder Aquarianer weiß, dass er seine Lieblinge auf klassische Weise konditionieren kann, wenn er jedes Mal an die Scheibe klopft, bevor er das Futter serviert. Im Experiment hat man Zahnkarpfen und Hechtlinge dazu gebracht, sich ganz von selbst um eine bestimmte Uhrzeit morgens an der einen und abends an der anderen Seite des Aquariums zu versammeln. Das zu lernen dauerte nur zwei Wochen. Laborratten brauchen bei ähnlichen Versuchen länger.

Hartgesottene Behavioristen würden darin freilich immer noch nicht mehr als einen Pawlowschen Reflex sehen. Als Lackmustest für höhere Intelligenz unter Wirbeltieren gilt mittlerweile soziales Lernen. Auch hier hat sich viel getan in der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fischforschung. Wenn man Lachsen, die in Fischfarmen gehalten werden, eine neue Sorte Futter vorsetzt, nehmen sie das häufig nicht an. In Gemeinschaft mit Lachsen, die das schon kennen, fressen sie es willig. Guppies, die trainiert werden, bestimmte Wege zu einem Futterplatz zu schwimmen, übertragen dieses Verhalten auf untrainierte Exemplare. Guppies können ohne Schwierigkeiten bis zu fünfzehn befreundete Artgenossen erkennen. Siamesische Kampffische, die sich ausgeprägte Hierarchiekämpfe liefern, erkennen ihre soziale Stellung daneben auch durch bloße Beobachtung.

Putzerfische haben das soziale Verhalten im Fischreich auf die Spitze getrieben. Sie bedienen eine Reihe von Kunden, die vorbeikommen, um sich von ihnen die Schuppen reinigen zu lassen. Dabei putzen sie erst einmal die, die auf der Durchreise sind, weil die lokale Klientel ja ohnehin geduldig wartet. Gelegentlich betrügen die Putzerfische, indem sie ihrer Kundschaft ganze Hautstücke herauswickeln und verschlingen. Das gestatten sie sich aber nur bei Fremdlingen und niemals bei Fischen, die potentielle Fressfeinde sind.

Als ultimativer Beweis für Intelligenz im Tierreich gilt der Gebrauch von Werkzeugen. Selbst da sind Fische ganz vorn mit dabei. Mindestens neuntausend Arten bauen Nester aus Luftblasen, Schleim oder anderem Material. Ein Karpfenfisch, der in nordamerikanischen Seen lebt, sammelt zu diesem Zweck an die dreihundert möglichst ähnliche Kieselsteine und türmt sie zu einem Hügel auf, unter dem er Schutz findet. Kieferfische, auch Brunnenbauer genannt, leben in Höhlen, deren Wände sie mit Steinen, Korallenstückchen oder Muschelschalen pflastern, die wie Puzzlesteine aneinanderpassen müssen. Lippfische benutzen Steine, um die Schalen von Seeigeln zu knacken. Manche Buntbarsche heften ihre Brutnester an Blätter, die sie bei Gefahr mit dem Maul forttragen.

Rein anatomisch sind Fische bei alledem im Nachteil gegenüber Wirbeltieren, die Beine, Arme und Finger besitzen. Umso erstaunlicher ist das Geschick, das manche von ihnen entwickeln. Schützenfische beherrschen perfekt die Methode, Insekten mit einem Wasserstrahl abzuschießen. Forscher der Universität Bayreuth haben die Technik jetzt genauer studiert. Die Fische müssen dazu ein ähnliches Timing entwickeln wie ein Mensch, der einen präzisen Wurf plant. Nicht wenige

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Anthropologen glauben, dass es gerade die Erfindung der Wurftechnik war, die zu einer enormen Weiterentwicklung des menschlichen Gehirns geführt hat.

Der anthropozentrische Blick des Menschen führt leicht in die Irre, obwohl ihm seit Darwin immer wieder versichert wurde, dass er nicht die Krone der Schöpfung sei. Er stammt zwar nicht in direkter Linie vom Affen ab. Doch dass ein Fisch zu seinen Vorfahren zählt, ist unbestritten.

Man kann daraus nur nicht den Schluss ziehen, dass die Fische seitdem auf der Leiter der Evolution steckengeblieben sind. Sie haben sich zu Haien und Rochen, zu Fleisch- und Strahlenflossern und allen möglichen Spezialisten weiterentwickelt. Parallel dazu fand der Aufstieg der Säugetiere statt. Doch selbst den allermeisten Säugetieren verweigern wir instinktiv ein Bewusstsein. Und damit auch die wahre Leidensfähigkeit.

Setzt man für das Vorhandensein echter Qual tatsächlich einen hochentwickelten Neocortex voraus, könnten wir bewusstes Leiden allenfalls noch den Menschenaffen zubilligen. Und nicht einmal die können wir befragen. So dass wir am Ende allein mit unserem Schmerz bleiben.

Die normative Rechtsprechung sieht das inzwischen anders. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde in Großbritannien ein "Cruelty to Cattle Act" verabschiedet, der unnötige Grausamkeit gegenüber Kühen und Schafen unter Strafe stellte. Seitdem ist der gesetzliche Tierschutz in aller Welt nach und nach auf andere Arten ausgedehnt worden. In Deutschland ist es heute verboten, einem Wirbeltier "vermeidbare" Schäden zuzufügen. Auch Kopffüßer wie der Tintenfisch, die eine grundsätzlich andere Art von Intelligenz zeigen, dürfen nicht ohne weiteres im Dienste der Wissenschaft geopfert werden.

Der Schriftsteller David Foster Wallace kam am Ende seiner Betrachtung über den Hummer sowie nach Abwägung aller neurophysiologischen Pro- und Kontra-Argumente zu der Überzeugung, es sei am besten, auf das eigene Gewissen zu hören. Ihm reichte die Beobachtung, dass ein Hummer klare Präferenzen zeigt, indem er helles Licht scheut und als Einzelgänger nicht auf engem Raum mit seinen Artgenossen zusammengespart werden möchte.

Reicht das? Kann man dem Hummer ein authentisches "Hummer-Interesse" unterstellen? Der Australier Peter Singer, der zu den Kronzeugen der Tierrechtsbewegung gehört, hat dazu eindeutig unterschieden: Ein Stein, der durch die Gegend gekickt wird, leidet nicht, weil er keine Interessen besitzt. Eine Maus schon.

Wirft man eine Maus in einen Behälter, der mit Wasser gefüllt ist, wird sie versuchen, sich schwimmend zu retten. Wiederholt man den Versuch vierundzwanzig Stunden später, wird sie weniger Enthusiasmus an den Tag legen, weil sie gelernt hat, dass es aussichtslos ist. Der "Forced Swimming Test" ist Standard bei der Erprobung von Antidepressiva. Aber kann man wirklich sagen, dass die Maus depressiv geworden ist? Wie können wir wissen, was in ihrem Kopf vor sich geht?

Hier wird es endgültig philosophisch. Der Amerikaner Thomas Nagel hat vor vierzig Jahren einen vielzitierten Aufsatz veröffentlicht, unter dem Titel "Wie fühlt es sich an, eine Fledermaus zu sein?". Auf welche Weise sich Fledermäuse orientieren, ist bestens erforscht. Des Nachts jagen sie ihre Beute per Ultraschall, tagsüber hängen sie kopfüber im Schlaf. Wir können die neuromotorischen Besonderheiten der Fledermaus in allen Details erklären. Doch wie sie die Welt erlebt, ist für uns nicht nachvollziehbar. Thomas Nagel hat daraus gefolgert, subjektive Empfindungen (in der Philosophie "Qualia" genannt) könnten gar nicht objektiv erfasst werden, auch nicht mit den fortgeschrittensten Methoden der Naturwissenschaften.

Für den Schmerz trifft das weitgehend zu. Er wird immer nur subjektiv empfunden. Objektiv messen lassen sich höchstens Erregungspotentiale an den Synapsen. Wenn ein menschlicher Patient seine Schmerzen schildern soll, dann kann er sie zum Beispiel als quälend, marternd, lähmend, schrecklich oder unerträglich beschreiben. Auf einer numerischen Skala kann er sie von eins bis zehn einordnen. Für Kinder wurde eigens eine Smiley-Skala entwickelt, die lächelnde, neutrale und weinende Gesichter zeigt. Aber das sind eben nur indirekte Methoden, den emotionalen Schmerz zu erkunden.

Im Umgang mit Tieren sind wir mangels sprachlicher Verständigung auf unser Mitgefühl angewiesen. Aber Empathie stößt an Grenzen. Der Friedensnobelpreisträger Albert Schweitzer war berühmt dafür, mit jeder Kreatur zu leiden. Aber auch er kam nicht an der Tatsache vorbei, dass er zum Verfolger der Maus wurde, die in seinem

Haus wohnt, "zum Mörder des Insekts, das darin nisten will, zum Massenmörder der Bakterien, die mein Leben gefährden".

In Deutschlands Schlachthöfen dürfen Tiere nur unter Betäubung getötet werden. Muslime sehen das traditionell anders. Aber auch der Koran schreibt vor, dem Tier so viel Leid wie möglich zu ersparen. Das Lamm soll arglos sein, der Schlachter sein Messer verbergen. Er soll es beruhigen, in den Arm nehmen, ihm zu trinken geben - um ihm dann mit einem einzigen Schnitt blitzschnell die Kehle durchzutrennen. Ein Kompromiss, der hierzulande gefunden wurde, sieht vor, ihm vorsorglich einen Stromstoß zu verpassen.

In einem Urlaub auf Santorin erlebte ich mal, wie der Nachbar ein Maultier mit Steinplatten belud, eine nach der anderen, bis dem Tier die Hinterbeine einknickten. Ich sah den Mann vorwurfsvoll an. "Die sind stark, diese Mulis", sagte er und spannte seinen Bizeps: "Stark sind die!" Das Maultier rappelte sich auf und blickte ergeben. Jedenfalls sah es für mich so aus.

Schreien Hummer stumm? Empfinden Fische tödliche Qualen? Wie groß ist das Elend der Schlachthöfe?

Wahrscheinlich sind das Fragen, auf die es prinzipiell keine Antwort gibt. Weil wir nun mal nicht wissen können, wie es ist, ein Hummer, ein Fisch oder ein Lamm zu sein. Aber gerade das sind Fragen, über die sich das Nachdenken lohnt.

Krieg um die Hauptstadt des Internets

San Francisco war mal die Wiege von Flower-Power. Jetzt werden Google-Busse attackiert und Obdachlose beschimpft. Die digitale Revolution frisst ihren Geburtsort. Wie konnte das passieren?

Von Peter Richter, Süddeutsche Zeitung, 21.06.2014

Es ist der Tag, an dem die Nachricht vom Tod Frank Schirmachers das Silicon Valley erreicht. Es ist jener Donnerstag, kurz vor neun am Morgen. Die Veranstaltung, auf der es um das Schirmacher-Thema des Datensammelns gehen soll und darum, wie sich dadurch unsere Lebenswelt verändert, ist in eine andere Halle verlegt. Der Blick auf das Smartphone sucht nach einer E-Mail, die verraten würde, in welche. Was er findet, ist leider eine andere. Und ausgerechnet hier davon zu erfahren, in der Heimat von Google und Facebook: Das darf man schon noch einmal besonders verstörend nennen.

In diesen Augenblick hinein kommt nun eine schwarze Limousine mit dem Zeichen der Taxi-App Uber im Fenster auf den Hof des Fort Mason Centers an der Nordspitze von San Francisco gerast, hupt einen aus der Schockstarre und bremst scharf. Heraus springt ein livrierter Fahrer, rennt um sein Auto herum und reißt, strammstehend, die rechte Hintertür auf. Aus dieser Tür schält sich gelangweilt die Gestalt eines Mannes, der – futuristische Lederjacke, dreieckige Schwimmbrille – im ersten Moment an den Sänger Bono Vox denken lässt. Es ist dann aber Pablos Holman, früher galt er als Hacker, jetzt steht „Intellectual Ventures Lab“ auf seiner Karte.

Später an diesem Morgen, als die richtige Halle gefunden ist, wird er auf der Bühne sitzen und sich mit Yves Béhar von „Fuseproject“ die Bälle zuwerfen:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

– Die Frage ist doch: Welche Dinge in unserer Welt sind noch nicht mit einem Computer verknüpft? Wo können wir noch überall Sensoren anbringen, Daten sammeln? Wann ersetzen wir endlich den Haustürschlüssel?

– Das letzte mechanische Ding, das wir noch herumschleppen!

- Diese Tasse, die wir entwickeln, misst, was wir trinken, wie viel wir trinken, unsere Hydration. . .

– Warnt die mich auch vor zu viel Alkohol?

– Ja, kein Witz, kann die.

– Sounds awesome.

– Yeah, it's pretty cool.

Einer der letzten Sätze von Schirmmacher in seiner Zeitung hatte etwas von Nietzsche: Wenn man lange genug in sein Smartphone blickt, darum ging es in der Substanz, dann blickt das Smartphone entsprechend tief in einen zurück. Was das Gerät in diesem Moment also sieht, ist vermutlich ein sehr europäischer Ausdruck von Fassungslosigkeit: Schirmmacher ist tot, und die da reden.

Diese Konferenz ist im Prinzip auch eine europäische Veranstaltung. Der Burda-Ableger DLD (Digital Life Design) aus München hat sie organisiert, es geht um den Einfluss der Digitalisierung auf unsere Städte: eine dieser Vorausschau in die Zukunft, die schon deswegen einen Genuss darstellen, weil sie so aufschlussreich sind, so spannend – und auch ein bisschen schaudern machend.

Allerdings sind die, die da heute sprechen, ganz und gar von der Morgensonne Kaliforniens durchglüht, aus ihnen spricht, jubiliert, singt der Adventismus der Technologie: Die restlose Digitalisierung der physischen Welt wird unser Leben leichter, freier, froher machen – We're gonna make this world a better place! Der Verkehr wird, mit unseren pausenlos abgesonderten Daten, flüssiger und gefahrloser, das Einkaufen schneller, die Gesundheitsversorgung lückenloser. Du kannst mit einem 3D-Drucker die menschliche DNA ausdrucken heute, du kannst Zellen bauen und du kannst mit diesen Zellen Sachen bauen; du kannst heute schon: Leben schaffen! The future will be less manufactured, the future will be grown!

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es herrscht eine Stimmung wie bei einem Popkonzert.

Dies hier ist Kalifornien, und das, was sie in Europa – von Burke bis Kant – das Erhabene genannt haben, weil es einen schreckt, während es einen fesselt, das heißt auf Kalifornisch awesome, und awesome heißt pretty cool: Es schreckt hier nicht, es fesselt nur.

Dann steht aber auf einmal, man fühlt sich richtig eingeholt, Brigitte Zypries auf der Bühne: SPD, MdB, Staatssekretärin im sogenannten BMWi, dem Bundesministerium für Wirtschaft und Energie. Von diesem Moment an nun sieht man große Fragezeichen in den Augen der Amerikaner, man sieht besonders große hinter der Bono-Vox-Brille von Pablos Holman. Der Staatssekretärin Englisch ist schon sehr made in Germany, und ihr Quellcode ruht deutlich im Bundestag: die deutsche Internetdebatte, das Luxemburger Google-Urteil, das Recht auf Vergessen. . . Der Hacker, Futurist, Erfinder und krasse Typ (Pablos Holman auf seiner Webseite über sich selbst) steht da, die Beine weit gespreizt, und sackt bei jedem Wort der deutschen Politikerin ein bisschen tiefer in den Spagat. Am Ende ihrer Ansprache werden ein paar sehr junge deutsche Start-up-Gründer auf die Bühne geschoben – denn Berlin, ruft Zypries, habe auch schöne Garagen – und müssen in die Halle winken.

Das Wirtschaftsministerium nennt das „German Valley Week“, voriges Jahr wurde diese Klassenfahrt noch von Philipp Rösler angeführt: Die deutsche Start-up-Jugend soll sich zwischen Palo Alto und San Francisco inspirieren lassen. Muslime müssen einmal im Leben nach Mekka, Christen sollten das Heilige Land gesehen haben, und wer auf das Geschäft im ewigen Internet hofft, muss mal die Wallfahrt ins Silicon Valley gemacht haben. Um von diesem Enthusiasmus zu naschen. Um einmal zu sehen, was wäre wenn. Man mal so richtig groß denken würde. Risikokapitalgeber wirklich risikofreudig sind. Die Idee zündet. Und noch ein paar Wenns mehr.

Wann immer man dieser Truppe in den folgenden Tagen irgendwo im Valley begegnet, herrscht die feste Entschlossenheit von diesem Spirit etwas mitzunehmen, von diesem Mindset, der keine Probleme kennt, sondern nur Herausforderungen, wenn Brigitte Zypries wieder ins Flugzeug bittet. Wenn es also zurückgeht in das Land der Bedenkenträger und der Kulturpessimisten, der Neins und Abers, wo

Internetmillionäre im Zweifel nicht als Popstars gesehen werden, sondern als Scharlatane, die nur noch enttarnt werden müssen.

Kalifornien und die Bundesrepublik Deutschland, das sind schon zwei sehr verschiedene Dinge, Traditionen, Mentalitäten.

Umso erstaunlicher auf der DLD-Konferenz der Vortrag von Jaleh Bisharat. Sie wird vorgestellt als Expertin für die Zukunft der Arbeit. Die Expertin sagt: Work is no longer a place. Die Digitalisierung mache es egal, wo wir sind und wo wir arbeiten, der Ort spielt keine Rolle mehr. Das hat man schon oft gehört, das klingt von Fernlogisch.

Von Nahem klingt das aber geradezu verblüffend falsch. Es klingt, gerade hier in San Francisco, wie ein digitaler Mythos, eine Lebenslüge, ein Zynismus. Denn diese Stadt ist der schlagende – und mit diesem Schicksal auch selbst durchaus geschlagene – Beweis des Gegenteils. Das, was man das Silicon Valley nennt, die fünfzig Meilen lange Halbinsel zwischen San José im Süden und San Francisco im Norden, dieser in den Pazifik gereckte Daumen Amerikas, ist ja nicht nur eine Metapher für Computerindustrie, Internetwirtschaft, Digitalisierung: Es ist ein konkreter, geografischer Raum, der alle, die in diesem Bereich etwas werden wollen, zu physischer Präsenz verpflichtet.

Wer weiß, womöglich fängt der Selbstbetrug schon da an, wo geglaubt wird, das Internet sei dezentral. Das ist es technisch und in der Theorie. Die Evidenz aber sagt: Es hat einen Geburtsort, und der ist bis heute sein Machtzentrum, sein Nullpunkt, seine Hauptstadt. Wer bei den Riesen der Digitalwirtschaft arbeitet, ist an diese Scholle gebunden wie Leibeigene im Mittelalter. Marissa Mayer hatte ihren Chefstuhl bei Yahoo! noch gar nicht richtig warm gesessen, da hat sie schon alle in die Büros zurückbeordert, die, wie die Arbeitsfuturistin Jaleh Bisharat, geglaubt hatten, sie könnten von zu Hause aus genauso produktiv sein. Das war im vergangenen Jahr. Justin Edmund, der junge Designer von Pinterest, hatte uns etwa zu derselben Zeit ein Interview gegeben. Er stamme aus New York sagte er, liebe New York, vermisse New York, musste aber, das war gar keine Frage, ins Silicon Valley ziehen für das, was er machen und werden wollte. Er hatte einen Coffeeshop in SoMa als Treff vorgeschlagen, South of Market Street, Twitter hat sein neues Hauptquartier gleich um

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die Ecke. Jemand, der dort ohne MacBook Kaffee trank, wäre aufgefallen. Justin Edmund hatte ausschließlich ein MacBook vor sich stehen – aber keinen Kaffee. Er mag, sagte er, Kaffee nicht. Es sei nur eben so, dass Leute wie er in Coffeeshops wie diesem nun einmal herumzuhängen hätten.

Dass San Francisco überhaupt neuerdings als Teil des Silicon Valley gilt und nicht mehr, wie bis vor ein, zwei Jahren noch, als sein urbanes Gegenstück: Das ist, wenn man den Experten glaubt, sogar erst eine Folge der Befreiung vom Standort durch die Technik. Bis vor Kurzem war auch das jugendlichste Start-up-Unternehmen noch an die physische Präsenz seiner Server gebunden. Die brauchten Platz, und den gab es in den Weiten von Suburbia. Seit Amazon Web Services jungen Firmen die Server als Cloud zur Verfügung stellt, können die gehen, wohin sie wollen. Und sie wollen alle, alle, alle: in die Enge von San Francisco. Nicht weniger als 61 Prozent der Neuanmietungen von Büroraum hier im vergangenen Jahr gehen auf das Konto von Tech-Firmen. Wer immer noch bei den Mammuten draußen im klassischen Valley angestellt ist, bei Google, Apple oder Facebook, der wohnt spätestens seit vorigem Jahr auch Downtown-San Francisco – und pendelt.

New Yorker müssen eifersüchtig zur Kenntnis nehmen, dass es an der Westküste eine Stadt gibt, in der die Durchschnittsmiete 2013 dreimal so rasant gestiegen ist wie bei ihnen, um 22,6 Prozent. Sie ist inzwischen höher als in Manhattan. Wer soll so viel Geld verdienen? Antwort: ein ziemlich großer Haufen Jungs, die programmieren können. Die brauchen kein Eigenheim im Vorort; keinen Kontakt mit Frauen haben die schon auf Arbeit genug.

Der Konflikt ist eskaliert, seit es die Google-Busse gibt, womit grundsätzlich immer all die Shuttle-Busse all der Firmen aus dem Valley gemeint sind, die die Angestellten der Technologiebranche, die sogenannten Techies, aus der Stadt zur Arbeit befördern. Die Nachricht, dass diese Google-Busse von erbosten Nicht-Techies mit Steinen beworfen wurden, ist um die Welt gegangen. Dass der Risikokapitalgeber Tom Perkins zu Protokoll gab, Reiche würden in San Francisco behandelt wie die Juden in der sogenannten Reichskristallnacht, das hat zumindest in den USA Diskussionen ausgelöst. Beides zeigt, wie zur Zeit die Stimmung ist in dieser Stadt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gabriel Medina ist 36 Jahre alt und war auch einmal ein Techie. Er war bei einer Softwarefirma im Valley. Damit gehörte er zu einer extremen Minderheit. Nur zwei Prozent der Angestellten von Firmen wie Google sind Latinos, immerhin doppelt so viel wie Schwarze. Sie machen aber mehr als 14 Prozent der Bevölkerung von San Francisco aus, und die meisten von ihnen wohnen traditionell in The Mission. The Mission ist der älteste Teil von San Francisco, der Altstadt kern. Die Latinos sind sozusagen die Ureinwohner. Es gibt ja einen Grund, warum die Stadt San Francisco heißt und nicht Saint Frank. Jetzt ziehen Leute, die in besseren Vierteln aufgewachsen sind, hierher. Inzwischen kostet eine Wohnung hier – ein Zimmer – im Schnitt 3000 Dollar pro Monat, die mietgeschützten Sozialwohnungen schon mit eingerechnet. 2300 Euro. Hab das mal, wenn du dein Geld mit deinen Händen verdienen musst – ohne Tastatur drunter.

Auf dem Weg zu Gabriel Medina grüßen zwei Arbeiter, einer schwarz, einer Mexikaner, aus einem Lokal heraus, das sie gerade renovieren: Das wird ein Restaurant, ruft der Mexikaner. „Aber amerikanisch! Nicht so wie die Taquerías hier, sondern a fancy one.“

Drei Häuser weiter sitzt nun also Gabriel Medina in den Räumen der Mission Economic Development Agency, einer Organisation, die mit Almosen von der Stadt und von Spendern versucht, den Kindern aus den Taquerías beizubringen, wie man programmiert, damit die eines Tages auch teilhaben mögen an dem neuen Goldrausch in der Stadt. Der Bürgermeister von San Francisco habe Firmen wie Twitter mit enormen Steuernachlässen ja vor allem dazu in die Stadt gelockt, damit sie hier Jobs schaffen. Die gingen an den Latinos bisher aber weitgehend vorbei. Statt Jobs kamen bleiche Mittzwanziger, die bei Wohnungsbesichtigungen komplette Jahresmieten im Voraus hinlegen oder, wenn es sein muss, auch das Doppelte. Oder das Dreifache. Oder das Sechsfache. Solche Geschichten hört man hier dauernd.

Und wo gehen die anderen dann hin? Die übrigen? Wenn das hier schon das schlechte Viertel ist.

Tja. Medinas Handflächen zeigen nach oben: „Ziemlich viele landen auf der Straße.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es gibt tatsächlich wenige Städte in den USA, deren Bild dermaßen von Obdachlosen geprägt ist wie San Francisco. Kann sein, dass es bei denen, die an der berühmten Hippiekreuzung Haight/Ashbury heute vor den Lavalampen-Läden auf der Straße liegen, um spätes Nachleben von Flower-Power geht. Aber in der Hauptsache sieht man eine unvorstellbare Armee von Armen, Kaputten und psychisch Kranken, die den Fußraum beherrschen, in dem sich all die Freigeister, Homosexuellen und Feinschmecker bewegen, für die diese Stadt sonst noch berühmt ist.

Einem Start-up-Boy wie Peter Shih kann man zumindest nicht vorwerfen, über das Problem sozialromantisch hinwegzusehen: In einer berühmt gewordenen Facebook-Tirade hatte er die Obdachlosen voriges Jahr einfach als lästige Zumutung beschimpft, genauso wie das kapriziöse Wetter und die Frauen: Zicken, die

glaubten, sie seien sonst wer, nur weil so ein irrer Männerüberschuss herrscht in der Stadt.

An einem dieser Abende steht man dann im Garten eines deutschen Risikoinvestors in Atherton am Pool und hört Folgendes: Da sei viel zu viel Geld unterwegs, Millionen mit Mitte zwanzig, das verderbe die Sitten, übrigens auch bei den Autohändlern in der Region: Diese Burschen zahlen ihren Porsche bar. „Da geht auch ein bisschen der Respekt vor den Dingen verloren.“

Das Silicon Valley befördert allerdings genau diese ausdrücklich unerzogene, schrankenlose Attitüde: Peter Thiel, Paypal-Mitgründer und Facebook-Investor, gibt Stipendien in Höhe von 100 000 Dollar – an Leute unter zwanzig, die das College schmeißen, um sich in Projekte zu stürzen. Die haben dann gute Chancen, auch wie Thiel zu werden – und das heißt nicht nur sehr, sehr reich, sondern: ein Techno-Libertarier, ein Ideologe des Individualismus, Ayn Rand als Nerd.

War denn aber nicht ausgerechnet San Francisco mal die Wiege von Peace, Love and Harmony? Hatten hier nicht die Hippies ihren Hafen? Und die ganze Gegenkultur der Sechziger?

Es gibt Leute, die sagen, dass der Personal Computer und das Internet und alles, was bis heute daraus folgte, genau aus diesen Gründen nur hier entstehen konnten. We

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

owe it all to the hippies, wir verdanken das alles den Hippies, schrieb Stewart Brand, als Zeitzeuge und Protagonist, 1995 im Time Magazine .

Steve Jobs hat nicht nur nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass er in der Gegenkultur von San Francisco mit Drogen herumexperimentiert hatte, er hat diese Drogen Erfahrungen sogar zu den drei wichtigsten Dingen gezählt, die er im Leben unternommen habe. In seinem Buch „What The Dormouse Said – How the Sixties Counterculture Shaped the Personal Computer Industry“ hat John Markoff die Geschichten all der Pioniere nacherzählt, die am Ende zu der einen, großen Geschichte zusammenflossen: Wie die alte Computerindustrie rund um das traditionsselige Boston abgelöst wurde durch die Westküste, wo Do-it-yourself-Geist und antiautoritäre Attitüden Hand in Hand gingen mit Drogenexperimenten, psychedelischer Musik und der Rüstungsindustrie. Dieser letzte Punkt wird gerne ausgeblendet oder vergessen. Aber dass in den Büros der Forschungsinstitute rund um die Stanford University Poster von Janis Joplin hingen, ändert nichts an der Tatsache, dass da gewaltige Mittel aus dem Pentagon flossen. Es war diese spezielle Mischung an diesem speziellen Ort, die aus Industrierechnern den Personal Computer für jeden Einzelnen zu Hause hat werden lassen, und es waren die Netzwerke, die hier geknüpft wurden, die der Vernetzung der PCs vorausgingen.

Vielleicht ist es ebenfalls eine Lebenslüge zu glauben, dass die Gegenkultur der Sechziger und Siebziger irgendwie gegen die Logik des Kapitalismus gerichtet gewesen wäre. Das war sie vielleicht ihrem Selbstverständnis nach. Aber in der Praxis hat sie ihm in ihrer Revolte gegen Autoritäten und Konventionen eigentlich erst die Fesseln gelöst.

Es gibt deshalb keinen Grund, an der Zukunft zu zweifeln, die man in San Francisco heute schon gezeigt bekommt. Die Tech-Konzerne werden weiter ungern Steuern zahlen, aber aus eigenen Stücken etwas für die Community tun. Es gibt schon den „Mozilla Community Space“ an der Hills Plaza: Man muss Mozilla-Mitglied werden, schon darf man rein. Die Taquerías in der Mission Street werden fancy. Die Gläser zählen die Drinks und melden, wann es genug ist. Die Verfügbarkeit dieser Daten für Arbeitgeber und Versicherungen sollte hier disziplinierend wirken. Über wird ein Google Car schicken, selbstfahrend, kein Latino wird mehr das Lenkrad

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

halten müssen und einen mit der Frage belasten, wo er eigentlich wohnt. Das Leben wird länger und schöner werden.

Türkisiert

Warum ich nie zu einer richtigen Deutschen wurde

Von Özlem Gezer, DER SPIEGEL, 04.11.2013

Würdest du auch mit jemandem schlafen, der nicht beschnitten ist? Ich war 14 und gerade erst angekommen auf dieser Party bei meiner Freundin Marie. Es war eine der ersten Fragen an diesem Abend, es folgten weitere: Darfst du einen deutschen Freund haben? Redet dein Vater mit dir über Sex? Willst du vielleicht doch mal von dem Schweinefleisch probieren? Viele neue Menschen, viele alte Fragen.

Na ja, sie wollten mich kennenlernen, dachte ich. Wie immer. Auch Jahre später. Ich war 23 und hatte ihm gerade erst die Hand gegeben, er sah gut aus, seinen Vornamen hatte ich nicht richtig verstanden, es war zu laut auf der Party: „Total schön, dass du so spät noch rausdarfst“, schrie er. „Ja, schön“, sagte ich. Du Spinner, dachte ich, es war erst 21.30 Uhr. Aber ich sagte nichts. Es waren normale Partygespräche. Deutsche Partygespräche mit Türkenmädels wie mir.

Es war egal, dass ich besser hamburgern konnte als er. Es war egal, dass er gerade aus seinem türkenfreien Dorf auf die Reeperbahn gezogen war, auf der mein Gastarbeiter-Opa schon vor 50 Jahren spazieren gegangen war.

Für mich war es Routine, dass ich in meiner Heimat Hamburg wieder Integrationsfragen von Deutschen beantworten musste. Wir Migrantenkinder lernen früh, deutsche Fragen positiv zu sehen, die Deutschen, sie haben halt diese böse Vergangenheit und jetzt ein großes Interesse an „fremden Kulturen“. Ich lernte schnell: Wenn deine Eltern Migranten sind, heißt es auf Deutsch eigentlich nur, dass du keine Privatsphäre hast. Es gibt keine Hemmschwelle. Keine Frage, die man dir nicht stellen darf. Oder wurden Sie auf einer Party schon mal gefragt, ob Sie Männer mit oder ohne Vorhaut bevorzugen? Drei Minuten nach dem Handschlag tauchen die

Deutschen ein. In deine Religion. Deine Familie. Dein Schlafzimmer. Schlägt dich dein Vater? Oder schlägt er nur deine Mutter?

Wir Migrantenkinder beantworteten solche Fragen immer fleißig. Deutschen zu gefallen ist wichtig. Das bringen Gastarbeiter ihren Kindern früh bei. Mein Opa war Anfang der Sechziger an den Hamburger Hafen gekommen, um Schiffswerften zu reinigen. Deutsche Integrationsfragen haben in meiner Familie eine lange Tradition. Mein Vater wurde auf Betriebsfesten seiner Firma, einer deutschen Bausparkasse, immer gelobt, weil seine türkische Frau tanzen durfte, ihre Röcke kurz waren und sie Whisky trank. Meine Eltern bekamen das höchste Lob der Deutschen: „Ihr seid aber andere Türken, oder?“

Andere Türken. Auch ich hatte meine „Andere-Türken-Kassetten“, die ich immer abspulte. Sie hörten sich ungefähr so an: Meine Eltern haben schon vor ihrer Hochzeit geknutscht. Ja, sie waren sogar sieben Jahre lang zusammen, bevor sie heirateten. Sie waren einander nicht versprochen, ihre Ehe war nicht arrangiert. Sie schrieben sich Liebesbriefe und hielten Händchen, am Bosphorus, ohne Trauschein. Ja, sie durften auch ins Kino. Geschichten, die beweisen sollten, dass wir „andere Türken“ waren. Moderne Türken. Nette Türken. Fast Deutsche. Aber so schnell ging das nicht mit dem Deutschwerden.

Als ich in der fünften Klasse aufs Gymnasium kam, meldete ich mich nie, ich quatschte einfach dazwischen, und ich tat es oft. Ich störte. Ein klarer Fall, glaubte meine Klassenlehrerin, Frau K. Also lud sie meinen Vater zum Elterngespräch ein.

Frau K. hatte sich vorbereitet. Sie wusste jetzt alles: über die Frau im Islam, meine Mutter. Über das Patriarchat, meinen Vater, Unterdrückung, Ehrenmord, Aufgabenteilung und Redeanteile von Mann und Frau in einer türkischen Familie, also meiner. Jetzt erklärte sie es meinem Vater: „Herr Gezer, ich kenne Ihre Herkunft und verstehe Ihre Kultur - aber wenn Sie das Mädchen zu Hause so unterdrücken und nicht reden lassen, nur weil es ein Mädchen ist, dann lässt es alles in der Schule raus.“ Mein Vater schwieg, die Lehrerin nicht. Sie hatte Telefonnummern rausgesucht, von Praxen, die solche Problemfamilien mit Migrationshintergrund wie uns therapierten. Mein Vater ist ein geduldiger Mensch, irgendwann unterbrach er sie doch: „Frau K., wenn

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie wüssten, wie viel Özlem zu Hause spricht, dann wären Sie glücklich mit dem, was sie hier in der Schule spricht“, sagte er, stand auf und ging.

Frau K. hatte ihm das alles auf „Tarzan-Deutsch“ erklärt. Tarzan-Deutsch nennen es Türken, wenn Deutsche falsches Deutsch mit ihnen sprechen, weil sie hoffen, dass Türken sie dann besser verstehen. Tarzan-Deutsch spricht man langsam. Lässt alle Artikel weg. Duzt. Dekliniert die Verben nicht und baut die Sätze falsch. Es sind Sätze wie: „Herr Gezer, du wissen, Tochter nicht schlagen, weil ich reden mit dir.“ Mein Vater hat die Theorie, dass Tarzan-Deutsch schuld daran ist, dass manche der alten Türken nie richtig Deutsch lernen werden.

Im laufenden Schuljahr wurde mein Vater Elternsprecher, meine Mutter verkaufte die Pausenmilch. Ich blieb Türkin.

Es waren die Neunziger. In der Türkei töteten Türken Kurden und Kurden Türken. PKK-Anhänger besetzten die SPD-Zentrale in Hamburg. In Mölln und Solingen wurden Türken von Nazis verbrannt. „Warum warst du am Samstag nicht auf der Demo, ging doch um euch?“, fragte mich ein Klassenkamerad.

Ich spielte zu der Zeit Handball, beim SC Teutonia. Am Wochenende hatte ich ein wichtiges Turnier. Meine Eltern waren auf einem Rock'n'Roll-Festival in der Heide. „Özlem, was ist denn da los bei euch?“, fragte meine Klassenlehrerin jetzt. Mit „bei euch“ meinte sie die türkisch-syrische Grenze.

Für mich war „bei uns“ immer der Wohlerspark, ein ehemaliger Friedhof in Hamburg-Altona. Der Grandplatz, wo mein Vater die Jungs von St. Pauli trainierte. Für mich war „bei uns“ meine Handballhalle. Die Bücherhalle unten im Hochhaus. Da ist meine Heimat, da komme ich her. Da habe ich das erste Mal geknutscht. Da habe ich heimlich geraucht. Egal wo auf der Welt ich bin, wenn ich Heimweh habe, denke ich an das Hochhaus auf St. Pauli.

Es interessierte niemanden. Ich war jetzt die Expertin. Eine Art diplomatische Vertretung der Türkei auf dem Klassenstuhl.

„Özlem, ihr habt den Kurden ihr Land weggenommen, so geht das nicht“, schrieb mir meine Freundin Marie in einem Fünf-Seiten-Brief mit schwarzer Tinte. Ich war 1981 in Hamburg-Eppendorf geboren worden und hatte niemandem etwas

weggenommen. Mein kurdischer Klassenkamerad zeichnete jetzt Kurdistan an die Tafel. Ich wusste nicht, wo es lag. Für sie war ich die ignorante Tochter türkischer Nationalisten. Ich wusste vieles über Hitler, kaum etwas über Atatürk. Ich wusste nicht mehr über den Konflikt in der Türkei als Stefanie oder Timo.

Wir gingen jetzt in die ersten richtigen Clubs. Ich mochte Alkohol nicht. „Verbieten es dir deine Eltern?“ Wenn ich mal früher gehen wollte, war Zapfenstreich bei Türken. „Sie darf halt nicht so lange“, erklärten dann Fremde Fremden über mich. Also blieb ich bis zum Schluss, auch an Abenden, wo die Party schlecht und die Musik unerträglich war. Ich trank Bier, auch wenn ich den Geschmack hasste.

Es begann eine Zeit, in der ich mich geschmeichelt fühlte, wenn sie sagten: „Ich dachte, du bist Italienerin? Oder vielleicht Brasilianerin?“ Interessanter Akzent. Schöne Strände. Nackte Frauen. Bester Fußballer der Welt. Kein Ehrenmord. Keine geschlagenen Frauen. Es gefiel mir. Es hielt nicht lange. Ich hatte ein schlechtes Gewissen. Wenn ich jetzt gefragt wurde: „Wo kommst du her?“, sagte ich immer: Türkei. Mein Leben wurde einfacher. Wenn die türkische Nationalmannschaft spielte, war ich jetzt für die Türken. An türkischen Feiertagen blieb ich zu Hause, gegen den Willen meiner Eltern, aber meine Lehrer fragten sonst: Warum feiert ihr nicht eure Feiertage? Ich wurde zur Türkin mit deutschen Wurzeln.

Sehnsüchte blieben. Nach einer Bockwurst aus Schweinefleisch. Meine Handball-Leute bestellten immer Rind für mich. Sie fragten nicht. Ich sagte nichts. Was würden die Deutschen denken, wenn die Türkin Schwein isst?

Mein Vater hat irgendwann mal gesagt: „Die Deutschen haben meine Kinder türkisiert, nicht wir.“

Auch wenn es manche Integrationsexperten wundern wird, wir haben noch nie am Küchentisch gegessen und über den Grad unserer Integration diskutiert. Gelungen oder nicht? Ob Deutschland jetzt unsere Heimat ist oder nicht? Die Fragen beantworten wir immer nur draußen.

„Warum hat es bei euch geklappt?“ In Deutschland gibt es zwei Arten von Migranten. VM und PM. Vorzeigemigrant und Problemmigrant. Du musst dich früh entscheiden, später zu wechseln geht schwer. Ich war mit den Jahren immer mehr zur

Vorzeigemigrantin geworden. Fast Deutsche. Ich hatte mich dann aber an das Türke-Sein gewöhnt. Es gefiel mir inzwischen sogar gut.

Vor ein paar Wochen bekam ich einen Brief. Es ging um die Proteste in der Türkei. Der Brief ist von einer verzweifelten Mutter. Ihr Sohn müsse jetzt immer in der Schule das Handeln des türkischen Premiers erklären.

Ich habe gern von den Protesten in der Türkei berichtet. Von einer Türkei, in der Kurden und Türken gemeinsam kämpften. Für Pluralismus. Demokratie. Wo Demonstranten Tango tanzten gegen Pfeffergas und junge Aktivisten Nelken auf Wasserwerfer feuerten. Ich war berührt, ich teilte ihre Wut. Aber vor allem war ich das erste Mal in 32 Jahren richtig stolz darauf, etwas über Türken erzählen zu dürfen. Kein Ehrenmord. Keine Schlägerei. Es war so westlich. So modern. Andere Türken halt.

Stellen Sie sich vor, Sie ziehen nach Istanbul. Ihre Tochter kommt an eine türkische Schule. Am ersten Schultag wollen ihre Klassenkameraden sie kennenlernen: „Sag mal, hast du auch schon mit zwölf Sex gehabt? Wie oft hast du abgetrieben? Warum trinkt ihr Deutschen so viel Bier? Warum vergewaltigen eure Priester kleine Jungs? Und die deutschen Politiker, sind die eigentlich alle pädophil? Hoffentlich schmeißen dich deine Eltern nicht mit 16 raus, damit du lernst, auf eigenen Beinen zu stehen. Und sag mal, warum steckt ihr eure Alten immer ins Heim? Und warum ermordet ihr Türken, weil sie Türken sind? Sag mal, was ist da eigentlich los bei euch?“